

Deutscher Reporterpreis 2012

Kategorie

„Beste

Kulturreportage“

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

1)	Diez, Georg, Er darf das, er ist Jude	S.	5
2)	Gutsch, Jochen-Martin/Hollersen, Wiebke, Tonstörung	S.	13
3)	Hujer, Marc, Die Wechseljahre	S.	25
4)	Kümmel, Peter, Zum Schießen	S.	35
5)	Löbbert, Raoul, Der Nazi von Christ und Welt	S.	45
6)	Osang, Alexander, Der letzte Zar	S.	55
7)	Stock, Jonathan, Der blutige Thron	S.	67
8)	Wiegelmann, Lucas, Die Rache der geraubten Bücher	S.	85
9)	Würger, Takis, Der Herr der Fliegen	S.	91
10)	Würger, Takis, Die Kriegsgefangenen	S.	99

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Er darf das, er ist Jude

Junge jüdische Künstler in Deutschland spielen selbstbewusst mit Vorurteilen und Klischees und erfinden sich eine Identität, die nicht mehr an die Vergangenheit gebunden ist - was die Deutschen mit der Frage alleinlässt, wer die Deutschen nun eigentlich sind.

Georg Diez, Spiegel, 07.11.2011

Manchmal sieht das Monster ganz anders aus. Auf einmal ist Adolf Hitler auf der Bühne, aber der Mann trägt einen Trainingsanzug von Adidas und Badeschlappen von Adidas, und er heißt nicht Adolf Hitler, sondern Oliver Polak. Und das Monster, das ist auch nicht Adolf Hitler, das Monster, das ist das Lachen. Es gurgelt so, als müsse es erst einen Widerstand brechen; dann aber platzt es heraus, wie befreit.

Das sind die Momente, in denen Oliver Polak der Wahrheit sehr nah ist. Es ist eine komplizierte Wahrheit, weil die Sache lange geklärt schien: Die Deutschen schämen sich und trauern darum, was sie den Juden angetan haben. Und damit war es auch irgendwie gut.

Aber was passiert, wenn jemand auf einer Kabarettbühne in Berlin Witze über Juden macht und über den Holocaust, wenn er von der Bundesbahn immer sofort zu Deportationen kommt, wenn er schlau sagt: "Ich darf das, ich bin Jude", und wenn sein Publikum vor allem deshalb lacht, weil es nicht weiß, ob es lachen darf?

Oliver Polak ist Komiker. Ein paar Wochen nach seinem Auftritt sitzt er in der Berliner Wohnung einer Freundin. Draußen versinkt die Alte Schönhauser Straße in der Dämmerung.

Es soll um den neuen Juden gehen, um neues jüdisches Selbstverständnis, um alte deutsche Unsicherheit und um die Frage, was es bedeutet, dass fast gleichzeitig ein paar Bücher erscheinen, die souverän mit jüdischer Biografie und antisemitischen Vorurteilen jonglieren.

In England ist schon vor einiger Zeit das "New Jew Manifesto" veröffentlicht worden, das diese neue, selbstbewusste "Hallo ich bin jüdisch"-Generation als "laut

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

und stolz" beschreibt, als Menschen, die nicht mehr "mit diesem beschämten Flüstern durchs Leben gehen, das eigentlich für Kranke im Endstadium reserviert ist", die sich nicht von Antisemiten sagen lassen wollen, wer sie sind, die das Wort Jude gelassen aussprechen, die sich durch 5000 Jahre Geschichte nicht davon ablenken lassen, dass die Zukunft für sie da ist.

Die Frage lautet: Beschreibt das auch ein Gefühl der Juden in Deutschland?
Oder hält sie der Holocaust in der Vergangenheit fest?

Anders gesagt: Was bedeutet es, Jude zu sein in einer Welt, in der Juden Witze machen über den Holocaust und Deutsche darüber lachen?

Und wer wäre so ein neuer Jude?

Wäre das jemand wie der Komiker Oliver Polak, 35, der einzige, einsame jüdische Junge aus Papenburg im Emsland, der sich auf der Bühne über seine Mutter, seine Vorhaut und den Zentralrat lustig macht und der dann besonders viele Lacher hat, wenn die Leute nicht wissen, ob sie gerade eine Anzeige wegen Volksverhetzung für dieses Lachen riskieren?

Wäre das jemand wie die Rechtsanwältin und Kulturveranstalterin Sophie Mahlo, 36, die so schön und so kühl ist, deren Mutter aus Tunesien stammt und der Vater aus Deutschland, die in Berlin aufwuchs und immer weggehen wollte und doch wiedergekommen ist und die sagt, dass "jüdische Identität sich nicht darin erschöpft, darüber nachzudenken, warum andere Leute einen umbringen wollten"?

Wäre das jemand wie die Schriftstellerin Lena Gorelik, 30, die mit ihren Eltern als Kind aus Russland kam und in Deutschland zum ersten Mal vom Holocaust hörte, die in der Schule in Ludwigsburg jeden dritten Tag sagte, es sei wie-

der mal ein jüdischer Feiertag, nur um die Reaktionen der Lehrer zu testen, und die "schon den Druck gespürt hat, sich hier als Opfer einfühlen zu müssen"?

Oder wäre das jemand wie der Fotograf Daniel Josefsohn, 50, der seinen Hund Jesus nennt, der eine Kalaschnikow in seinem Berliner Studio hängen hat, auf der steht "I love Jews", der schon mal in den Garten des ehemaligen Hauses von Göring

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

gestiegen ist, um dort eine israelische Fahne zu hissen, und der die Porträts zu dieser Geschichte gemacht hat?

Und wenn es einen neuen Juden gibt, was ist dann der alte Jude? Was unterscheidet den jungen Juden von älteren wie Henryk M. Broder oder Marcel Reich-Ranicki? Bedeutet diese Trennung schon die "Historisierung des Holocaust", was immer etwas alarmistisch klingt? Ist damit also eine Bedrohung verbunden, weil die Relativierung der Verbrechen droht?

Oder ist das eher eine Befreiung, weil man nicht mehr der "Leidensjude" sein will, wie Lena Gorelik das nennt, nicht mehr der "Neunte-November-Jude", wie Sophie Mahlo das nennt, nicht mehr dieses bundesrepublikanische Maskottchen, das einmal im Jahr auftreten darf, wenn die Bäume keine Blätter mehr haben, und sonst am liebsten vergessen wird.

Das war ja der Deal in Deutschland, das war die paradoxe Logik des Verbrechens: Die Juden sollten den Deutschen sagen, wer sie sind. Sie wurden, in den Worten des Schriftstellers Maxim Biller, "gebraucht", um diesem Land die moralische Legitimation zu geben.

Der junge Historiker und Publizist Olivier Guez hat dieses verteilte Verhältnis in seinem Buch "Heimkehr der Unerwünschten" mit ein paar harten Sätzen beschrieben. Er spricht davon, dass "die Idealisierung der jüdischen Opfer" die Form eines "Rituals" annahm, das oft nicht einmal den Juden galt, "denen zu begegnen die Deutschen nur selten Gelegenheit hatten". Ziel des Rituals war etwas anderes: "Der Philosemitismus vermittelte seinen Anhängern eine moralische und gesellschaftliche Unschuld, ein besseres Selbstbild. Er half ihnen, ihre Unsicherheit zu überwinden." Klingt gefährlich? Guez ist Franzose und Jude und hat einen weniger sentimental Blick auf die, so wird das in Sonntagsreden gefeiert, große deutsche Nachkriegserfolgsgeschichte. "Heimkehr der Unerwünschten" beschreibt sehr genau, was es bedeutete, in dieses Täterland zurückzukommen oder besser: "Fremd im eigenen Land" zu sein, wie schon 1979 der Titel einer Anthologie lautete. Henryk M. Broder beschimpfte darin den Zentralrat als "Zwergenoper in Breitwand" und sprach von "Berufsjuden" und "Alibijuden".

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Damals waren die Juden unsicher, wer sie sein sollten in diesem Land. Heute sind es die Deutschen.

Oliver Polak sieht das so: "Viele Deutsche mögen sich immer noch nicht", sagt er - und benutzt dieses Unbehagen für seine Komik.

"Ich darf das, ich bin Jude", so heißen sein Buch und sein aktuelles Programm, er führt darin, und das ist der Trick, jüdische Klischees bis an den Rand des Antisemitismus vor: der reiche Jude, der jammernde Jude, der bemutterte Jude - lauter schlummernde Vorurteile, die er dem Publikum wie einen Witz hinwirft. Und erst beim Lachen merken die, dass sie nicht wissen, was sie da tun. Sind sie zu erleichtert? Sind sie betroffen genug?

"Oh", sagt Polak und macht die Augen weit auf und hat sichtlich Spaß daran, die deutsche Angst vor dem eigenen Lachen zu beschreiben: "Darf ich das?" Viele Leute schauen sich erst einmal um, bevor sie loslachen, erzählt er - und ihm ist auch klar, dass dieses Lachen sehr widersprüchlich ist und auch falsch funktionieren kann. "Es war schön, diese Geschichte mal von Ihnen zu hören, so lustig", sagen ihm Leute nach seiner Show, wenn er mal wieder von Buchenwald oder Auschwitz gewitzelt hat. "Aber mein Humor erteilt keine Absolution", sagt Polak. Komik ist einfach das, was er tut, ist das, was er kann. Sein Leben ist sein Material, sagt er, er hat keinen pädagogischen Plan, er will die Leute nicht erziehen. "Mir wurden ein Leben lang dumme Fragen gestellt", sagt er, "und ich gebe eben dumme Antworten."

Hinter Polaks Heiterkeit, dem Außenseiterkind aus Papenburg, steckt dabei auch etwas anderes. Es klingt, als ob er sich selbst meinte, wenn er sagt: "Deutsche Juden sind ein wenig wie Pandabären - es gibt nicht mehr so viele von uns, deshalb kommen die Menschen, um uns anzuschauen, bevor es zu spät ist."

Tatsache ist, dass die jüdische Gemeinde in Deutschland in den vergangenen Jahren von 30 000 auf 100 000 gewachsen ist wegen der vielen, die aus Russland gekommen sind: Das Selbstverständnis der deutschen Juden hat sich auch dadurch verändert.

Tatsache ist aber auch, dass eine Fremdheit und Verklemmtheit bleibt, die von nichtjüdischen Deutschen ausgeht. "Ich fühle mich betrachtet", sagt Sophie Mahlo.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Ich habe das Gefühl, dass man mich immer in das Bild zurückdrängt, das man von mir haben will. Ich will mich aber nicht mit Fragen auseinandersetzen, die nicht meine sind."

Was hat sie sich alles anhören müssen: Bist du deutsche Jüdin oder jüdische Deutsche? Fühlst du dich schlecht wegen dem, was hier passiert ist? Wenn du die Wahl hättest, würdest du Jude sein?

"Ich habe für mich beschlossen, dass ich mich von dem Ganzen frei mache", sagt Sophie Mahlo und macht mit ihren langen Fingern eine Geste, als wolle sie etwas wegschieben. Deshalb hat sie 2005 den deutschen Ableger von Limmud gegründet, eine Art jüdischen Bildungsverein. "Judentum ist nichts Trauriges", sagt sie, "das Leben erschöpft sich nicht nur in Holocaust und Shoah." Sie hofft, "dass nichtjüdische Deutsche einen so gleich und doch anders annehmen können und nicht dauernd auf ein Podest stellen".

Wenn es nicht so ein doofes Wort wäre, könnte man sagen: Es fehlt Normalität.

Aber was würde das bedeuten? Die Selbstfindung der Juden in Deutschland verlief in Wellen und auch die Veränderung des Verhältnisses von Juden und Nichtjuden.

Ein erster Einschnitt war 1985 der Streit um Rainer Werner Fassbinders Stück "Der Müll, die Stadt und der Tod", das den Juden als Makler darstellte und an linken Antisemitismus anknüpfte, wie er sich im Frankfurter Häuserkampf zeigte.

Ein zweiter Einschnitt war 2004 Dani Levys Komödie "Alles auf Zucker!", die ein Erfolg beim Publikum war und den Juden als Menschen zeigte und im Mainstream eine Heimat fand für jüdischen Alltag, der auf einmal gar nicht mehr fremd und merkwürdig war.

Das war etwas, das es erschütternderweise vorher so nicht gegeben hatte. Trotz Rafael Seligmanns Satire "Rubinsteins Versteigerung" (1988), trotz Robert Schindels großartigem Roman "Gebürtig" (1992), trotz des hartnäckigen Maxim Billers, der schon 1990 in seiner Erzählung "Harlem Holocaust" vorführte, wie man mit den Vorurteilen und den Schuldgefühlen der Deutschen spielen kann - und wie man sich

aus dieser Verunsicherung die Kraft holen kann, sich aus dem deutschen Teufelskreis von Anti- und Philosemitismus zu befreien.

Das war die Unsicherheit, das war die Situation Jahrzehnte nach dem Krieg. Es gab Juden: prominente wie den Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki, dessen Autobiografie "Mein Leben" ein Bestseller ist, provokante wie den Journalisten Henryk M. Broder, der sich vorzugsweise mit allen anlegt - der eine unterschneidet sein Judentum, der andere machte es zum Zentrum seiner öffentlichen Erscheinung. Aber Außenseiter blieben sie trotz des Ruhms, weil es sonst ja keine jüdische Gegenwart gab.

Es gab auch die alten Juden, die stillen, die heimlichen, die, so beschreibt es das "New Jew Manifesto", immer versuchten zu erraten, wer noch Jude sein könnte, Roman Abramowitsch vielleicht doch, "und sei es nur wegen des Geldes". Die neuen Juden dagegen sind eher am jüdisch-buddhistischen Dialog interessiert und restaurieren Synagogen in Kalkutta.

Der neue Jude ist nicht passiv, nicht fremdbestimmt, ist nicht mehr durch Angst oder Abwehr gekennzeichnet, nicht mehr durch eine andere Identität geprägt als die, die man sich selbst sucht.

Und das hat Folgen, gesellschaftlich und politisch: Welche Rolle soll der Holocaust noch spielen bei der Frage, wie sich ein Land definiert und wie sich die Menschen in einem Land definieren?

Deutschland stellt sich diese Frage. Israel stellt sich diese Frage. Und deutsche Juden stellen sich diese Frage. Fast 70 Jahre nach dem Krieg sterben die letzten Zeitzeugen, verändert sich das rituelle Erinnern, verändert sich die Rolle, die die Toten und die Überlebenden spielen, wodurch sich auch die Frage nach dem Verhältnis von Holocaust und Identität ganz anders stellt.

Lena Gorelik sagt es so: "Vielleicht ist es Zeit für einen anderen Ton" - und sie meint den Humor, den sie in diesem Land so sehr vermisst. Sie sagt auch: "Vielleicht kann man weniger über die Vergangenheit reden" - und meint, dass man hoffentlich irgendwann die Juden nicht mehr dazu braucht, ein paar deutsche Fragen zu klären.

"Lieber Mischa ... der Du fast Schlomo Adolf Grinblum heißen hättest, es tut mir so leid, dass ich Dir das nicht ersparen konnte: Du bist ein Jude ...", so heißt das Buch von Lena Gorelik, nach drei Romanen ein Memoir der anderen Art, eine lustige, direkte Erforschung all der Vorurteile und Klischees, die, so sagt sie mit einem Schmunzeln, natürlich wahr sind.

Also, ein paar Highlights aus Goreliks Top Ten der wahren, antisemitischen Vorurteile: Juden haben Hakennasen, Juden haben Glatzen, Juden sind Wucherer, Juden haben eine problematische Beziehung zu ihrer Mutter, Juden sind schlauer als andere, Juden sind verschlagen, hinterlistig, gerissen.

"Klischees", sagt Gorelik, "sind dazu da, dass man sie so lange hin und her dreht, bis man nicht mehr weiß, wo das Klischee aufhört und die Wahrheit anfängt." Auch bei ihren Lesungen fragen die Leute, ob sie lachen dürfen, auch bei ihr kommen Menschen, die erzählen, sie hätten einen SS-Vater und wüssten nicht, wie sie damit umgehen sollen.

"Wie Hiob", schreibt Gorelik in dem Buch an ihren Sohn, "wirst Du innerlich schreien: Warum gerade ich? Warum muss ich zum auserwählten Volk gehören? Auserwählt wozu?" Um am Ende doch ins Land auszuwandern, "wo Milch und Honig fließen und Krieg und Hitze herrschen"? Andererseits, Mischa: "Du bist ein Jude. Etwas Besseres hättest du nicht werden können."

Was also ist passiert? In all den Jahren, als die Deutschen nicht wussten, was sie sagen sollten, wenn sie einen Juden trafen. Als George Tabori gefeiert wurde, weil er das museale Bild des Vorkriegsjuden bediente. Als Martin Walser und Botho Strauß und Ernst Nolte und Steffen Heitmann dann doch anfangen zu reden und den deutschen Diskurs Stück für Stück weiter nach rechts verschoben - bis zu Thilo Sarrazin: "Ein Schock", sagt Oliver Polak, dem es die Luft abschnürte in dieser Debatte. "Ein Schock", sagt Lena Gorelik, die sich fragte, ob das noch ihr Land sei.

Bei diesen Diskussionen, das wird langsam deutlich, ging es nie wirklich um Juden, die Einwanderung, Türken. Im Grunde waren alle diese Debatten sehr deutsche Veranstaltungen, die etwa die Juden und die Geschichte dazu benutzten, etwas Klarheit darüber zu bekommen, wer dieses unmögliche Volk nun eigentlich ist und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

wer oder was es sein soll. Der Holocaust war immer ihre Krücke. Wenn die Juden den Holocaust nun einfach wegnehmen? Gerät wieder alles ins Wanken.

Oliver Polak findet das natürlich lustig. Er findet es ja auch lustig, wenn 2000 Christen auf dem Kirchentag sein Lied singen: "Lasst uns alle Juden sein".

Was die Deutschen, die nicht wissen, ob sie lachen dürfen oder nicht, aber von ihm und den anderen neuen Juden lernen können, ist ein Selbstvertrauen, ist eine Haltung, die sich nicht mehr abhängig macht vom Konsens, den eine andere Generation in einer anderen Zeit beschworen hat. Im Grunde sind die neuen Juden die neuen Deutschen.

Es geht nicht um einen Schlusstrich, aber das Monster Hitler, der Mensch Hitler, das ist alles vorgeführt worden, bis zur Sinnentleerung. Es geht um Neugier und Selbstvertrauen, es geht um Offenheit und Klugheit, es geht darum, dass man selbst bestimmt, wer man ist in diesem Land, als Christ, als Jude, als Muslim, als Atheist, als Bürger. Es geht um ein Land, das sich längst verändert hat.

Klingt pathetisch? Klingt fast nach bösem Multikulti? Ach was, klingt nach 21. Jahrhundert.

Tonstörung

Es ist ein Kulturkampf zwischen alter und neuer Zeit: Was kostet Musik? Zu wenig, sagt Rechteverwerter Gema. Zu viel, sagen Clubs. Ihr Streit geht auch um die Frage, was ein Künstler ist.

Jochen-Martin Gutsch / Wiebke Hollersen, Der Spiegel, 13.08.2012

Vor ein paar Wochen rief Steffen Hack bei der Gema an. Es gab Gerüchte, viel Lärm im Internet. Um eine Tarifreform. Hack wollte die Dinge klären, schon weil er sich unter einer Tarifreform nicht viel vorstellen konnte.

Hack suchte Rat bei der Gema- Bezirksdirektion Berlin. Er nannte seine Gema-Nummer, es folgten lange Berechnungen, Schätzungen, und am Ende hörte Hack eine Zahl: 140 000 Euro.

Steffen Hack, Chef des "Watergate", eines der bekanntesten Clubs Berlins mit Fans sogar in Australien, wurde ein bisschen zittrig. Vor Aufregung und vor Wut.

Später begann Hack zu suchen. Er durchwühlte seine Clubunterlagen, irgendwann fand er seinen Gema- Vertrag. Ein altes Ding, abgeschlossen 2004, aber noch gültig. Eine Seite nur, unten rechts stand eine Zahl: 8202,02 Euro.

Steffen Hack ist nicht so der Vertragstyp. Aber er kann sagen, dass seit 2004 ein paar leichte Erhöhungen hinzugekommen waren und dass er im vergangenen Jahr rund 10 000 Euro an die Gema gezahlt hat. In Zukunft würden es also 1300 Prozent mehr sein.

Eine irre Zahl, dachte Hack.

Die Gema ist ein deutscher Verein. Sie erhebt Gebühren für die Nutzung von Musik und verteilt das eingenommene Geld an die Urheber - Komponisten, Textdich-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ter - und an die Musikverleger. Im April gab die Gema eine grundlegende Tarifreform bekannt, von der vor allem Discotheken und Clubs betroffen sind. Leute wie Steffen Hack sollen künftig mehr Geld bezahlen für die Musik, die bei ihnen gespielt wird. Es geht, so sieht es die Gema, um mehr Gerechtigkeit. Und am Ende auch darum, ein Zeichen zu setzen in Zeiten, in denen der Urheber in seinen Rechten bedroht ist und die Frage, was Musik wert ist, neu verhandelt wird.

"140 000 Euro?", fragt Martin Schweda. Nicht aufgeregt, eher interessiert. "Das ist natürlich eine ganze Menge, klar."

Martin Schweda, Chef der Gema- Bezirksdirektion Berlin, sitzt in seinem Büro im 7. Stock an einem Konferenztisch. Man hat von hier oben einen schönen Blick über die Stadt, in der es kaum noch Industrie gibt, dafür jede Menge Clubs und Discotheken. Berlin ist ein riesiger Dancefloor. "Es ist aber auch so", sagt Schweda, "dass die Discotheken jahrelang viel zu wenig an uns gezahlt haben."

Martin Schweda hat Dokumente vorbereitet. Listen mit Zahlen liegen auf dem Tisch. Das sind die neuen Gema- Tarife, die ab dem 1. April 2013 gelten sollen. Der Ursprung allen Zorns.

"Hier", sagt Schweda und setzt zu einer kleinen Verteidigungsrede an. "60 Prozent aller Musikveranstaltungen werden nach der Reform billiger oder bleiben preislich gleich." Er tippt auf eine der Listen. "Hier, der grün markierte Bereich. Dort gibt es Entlastungen. Gerade für kleine Veranstaltungen. Die Discotheken - gut, für die wird es teuer."

Der alte Gema- Tarif für Discotheken galt 30 Jahre lang. Seit 1982. "Der M- U III 1c, Tonträgerwiedergabe in Discotheken", sagt Schweda, als begrüßte er einen alten Bekannten. Der M- U III 1c soll bald sterben und durch den M- V ersetzt werden, den "Vergütungssatz für Unterhaltungs- und Tanzmusik mit Tonträgerwiedergabe mit Veranstaltungscharakter".

Gema- Tarife klingen oft so, als ginge es um Militärparaden mit tanzenden Pferden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bislang gab es bei der Gema elf Tarife plus Sonderregelungen für Veranstaltungen mit Musik. Zukünftig soll es nur noch zwei Tarife geben. Einen für Live- Musik, den U- V. Und einen für Discotheken und den ganzen Rest, den M- V.

"Alles wird gerechter und übersichtlicher", sagt Martin Schweda, der das Nachtleben noch aus den achtziger Jahren kennt, als er in Reinickendorf im "Sloopy" tanzte.

"Ist das nicht sittenwidrig, diese Tarifreform?", fragt Steffen Hack. Die Gema macht, was sie will. "Wie nennt man das, eine Diktatur?" Hack sitzt auf einer schwarzen Couch in der unteren Etage des "Watergate". Tagsüber sehen Clubräume trostlos aus.

Hack ist im Berliner Nachtleben unter dem Namen "Stoffel" bekannt, aber auch schon 48 Jahre alt. Stoffel vom "Watergate". Seine rotblonden Haare stehen in die Höhe, was ihn etwas aufgeladen wirken lässt. Er macht Yoga, um runterzukommen und fit zu bleiben für die Nächte. In letzter Zeit hat Hack demonstriert, Petitionen unterschrieben und Anwälte aufgesucht. Steffen Hack ist gerade im Widerstand. Gegen die Gema- Diktatur. Hack ist sogar Teil einer Widerstandsgruppe, die sich in Berlin gebildet hat und die im Kern aus einigen anderen Clubchefs besteht.

Es ist ein seltsamer Kampf. Nicht Arm gegen Reich, Oben gegen Unten. Eher ein Kulturkampf, bei dem es darum geht, den Zeitenwandel in den Griff zu bekommen.

"Wir sind gerade die Prügelknaben", sagt Martin Schweda. "Andererseits wird eine Debatte angestoßen. Was ist das Urheberrecht? Was macht die Gema? Das ist für mich der positive Aspekt."

Vor ein paar Wochen fuhren einige Berliner Clubchefs mit dem Fahrstuhl zu Martin Schweda in die 7. Etage. Ein Runder Tisch fand statt, so wie am Ende der DDR zwischen Regierung und Opposition. Man wollte mal reden. Schweda zeigte den Clubchefs seine Listen, die grünen Markierungen. Hat es was gebracht?

"Tja", sagt er, "vielleicht denken sie jetzt wenigstens: ‚Ach, der Schweda. Ist ja doch nicht so ein Arsch.‘"

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das wäre ein Fortschritt. Zurzeit vergeht kein Tag ohne Gema- Ärger. Ohne Zeitungsartikel, in denen vom "Gema- Desaster" die Rede ist, vom "Inkasso- Monster", vom "meist gehassten Verein Deutschlands". Selbst die deutsche Politik entdeckt ihr Disco- Herz.

Niedersachsens Ministerpräsident David McAllister forderte "Zugeständnisse der Gema", und Kristina Schröder, die deutsche Familienministerin, hat nun auch Angst vor einem "Disco- Sterben".

Womöglich wird "Disco- Sterben" das Wort des Jahres 2012.

Gema ist die Abkürzung für "Gesellschaft für musikalische Aufführungs- und mechanische Vervielfältigungsrechte". Aber das kann draußen, in der Welt vor Schwedas Büro, niemand aussprechen. Die Gema gibt es, mit Vorläuferorganisationen, seit 1903. Sie ist eine der größten Musikverwertungsgesellschaften der Welt, sie vertritt in Deutschland die Rechte von über 64 000 Mitgliedern und über zwei Millionen ausländischen Künstlern.

Im Aufsichtsrat der Gema sitzen Musiker wie Tobias Künzel von den Prinzen, Konstantin Wecker oder Frank Dostal, der einst bei den Rattles sang und in den siebziger Jahren den Text schrieb für das "Lied der Schlümpfe".

Die Gema war lange ein sehr unauffälliger deutscher Verein. Bis er in diesen Kulturkampf geriet.

"Ich wusste jahrelang gar nicht, dass es die gibt. Da, wo ich herkam, gab's die nicht", sagt Steffen Hack. "Ich kam ja aus dem Keller." Hack kommt aus Stuttgart. In den achtziger Jahren, als Martin Schweda im "Sloopy" tanzte, besetzte Hack in West-Berlin Häuser und spielte in einer Punk- Band. Nach dem Mauerfall zog er in den Osten. Unter einem Altbau in Mitte machte er einen Club namens "Toaster" auf, einen feuchten Kellerladen, den er natürlich nicht anmeldete. So machten das damals alle.

Es waren die neunziger Jahre, und Leute wie Hack erfanden das Nachtleben, für das Berlin heute berühmt ist. Ein neuer Sound entstand, schnell, rau, elektronisch, und mit ihm entstanden neue Clubs. Die Leute tanzten in Kellern oder verlassenen Hallen, schlecht belüftet, kaum renoviert. Es ging nicht um Glamour.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Es ging auch nicht um Geld. Die Clubszene in Berlin ist ja nicht entstanden, um Kohle zu machen", sagt Hack.

Worum ging es dann?

"Liebe", sagt Hack.

Zum Sound, zu den Räumen, zur Nacht. Die wichtigen Clubs wurden in Berlin nicht von Unternehmern eröffnet, von Millionären, die eine Disco kauften. Sondern von Spinnern, von Besessenen.

Das "Watergate" ist Hacks erster legaler Club. Die Kellerjahre sind vorbei.

Ein paar Tage nach der Eröffnungsparty kam damals ein Mann von der Gema, schritt die Räume ab, den Waterfloor unten, den Mainfloor oben, und fragte, wie viele "Tanzveranstaltungen" geplant seien. Hack hatte den Club nicht bei der Gema gemeldet, sie hatten ihn aufgespürt.

Das "Watergate" bekam eine Gema- Nummer und den Tarif M- U III 1c für "Tonträgerwiedergabe in Discotheken".

Nach dem Urheberrechtswahrnehmungsgesetz ist die Gema berechtigt, jede Nutzung urheberrechtlich geschützter Musik zu kontrollieren und Gebühren dafür einzusammeln. Im Geschäftsjahr 2011 kamen so 825,5 Millionen Euro zusammen. Das Geld schüttet die Gema zu 85 Prozent an ihre Mitglieder aus.

So gesehen ist die Gema ein guter deutscher Verein. Man sollte ihm dankbar sein und ruhig mal das Fell kraulen wie einem alten Hund, der gern knurrt und Leuten ins Bein beißt, aber treu das Haus bewacht. Ohne die Gema säßen viele Komponisten vermutlich beim Arbeitsamt oder in der Fußgängerzone.

Trotzdem ist die Gema im großen Ganzen so beliebt wie Hundekacke. Ist das nicht frustrierend?

"Ich bin überzeugt, dass wir hier das Richtige zu tun", sagt Schweda.

Martin Schweda ist 47 Jahre alt und kam vor vier Jahren in die Bezirksdirektion. Er hat bei Bolle angefangen, der untergegangenen Berliner Supermarktkette. Später wechselte Schweda zu Bahlsen und wurde Verkaufsleiter im "Salzbereich" - Chips,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Salzstangen, Erdnussflips. Nach 18 Jahren im Salzbereich rief ein Headhunter bei Schweda an. Ob er Interesse an einer Führungsposition bei der Gema habe. Schweda spielt kein Instrument, kann keine Noten lesen, er singt nicht. Schweda sagte trotzdem zu und ist mittlerweile "ein überzeugter Gema- Mensch geworden".

Sitzt Schweda in einem Restaurant, guckt er, wo die Musikboxen stehen. Denn: "Für jeden Raum, den man beschallt, muss man Vergütung zahlen. Auch für das Klo." Geht Schweda zu einem Konzert, kommt es vor, dass er Leute anspricht, die mit ihrer Videokamera filmen, und sie auffordert, das zu unterlassen. Und was sagen die Leute?

"Das sei nur für private Zwecke. Und ich antworte: Okay. Aber stellen Sie es bitte nicht auf YouTube." Schweda sagt, er könne nicht anders. Berufskrankheit.

Urheberschutz, ein gesunder Kontrollzwang und das Gefühl, auf der richtigen Seite zu stehen, gehören zur Betriebsidentität. Zum Gema- Gefühl. Woher das kommt, ist schwer zu sagen, aber es spielt sicher eine Rolle, dass sie in einer riesigen Maschine sitzen, die seit dem Jahr 1903 vor sich hin arbeitet. Die Maschine wird angetrieben von 1100 Mitarbeitern und wurde mit den Jahrzehnten verfeinert.

In der Datenbank der Gema sind heute 11,5 Millionen Werke registriert. Jedes Jahr kommen mittlerweile zwischen 800 000 bis 900 000 neue hinzu. Jeder Komponist oder Textdichter kann für 61 Euro Aufnahmegebühr Gema- Mitglied werden und seine Werke einreichen. Dann kümmert sich der Verein um die Verwertungsrechte.

Die Gema sammelt im Jahr bei rund einer Million Einzelveranstaltungen Gebühren ein, auf der Grundlage von 137 Tarifen. Es gibt einen Tarif für "Musik in Kurorten", für "Musik im Gottesdienst", für "Weiterleitung von Musik in Seniorenheimen" und für "Erotikfilmvorführungen in Videoeinzelnkabinen".

Die Gema hat auch Leute, die Websites nach unangemeldeter Musik durchforschen. Die Gema hat Leute, die Zeitungen, Magazine und Anzeigen lesen, auf der Suche nach unangemeldeten Konzerten und Parties. Die Gema hat Leute, die im Bereich "Musikererkennung" arbeiten, Experten, die entscheiden, ob ein Werk zur E- Musik gehört oder zur U- Musik.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Maschine ist allumfassend, und manchmal wird sie nachjustiert. Mit einer Tarifreform zum Beispiel.

"Überlegen Sie mal", sagt Martin Schweda. Und beginnt zu rechnen. "Wenn Herr Hack bislang 10 000 Euro im Jahr zahlte - bei drei Veranstaltungen pro Woche, also rund 150 Veranstaltungen im Jahr - , dann zahlte er pro Abend bislang rund 65 Euro für die gespielte Musik. Das sind vier Kisten Bier. Ist Musik so wenig wert?"

Steffen Hack sagt, dass selbst diese 65 Euro nicht bei den Leuten ankommen, deren Musik in seinem Club gespielt wird.

Aber wer bekommt die 65 Euro dann? Der "Discotheken- Topf", sagt Schweda.

In den Discotheken- Topf fließen alle Gema- Gebühren, die Clubs und Discotheken zahlen. Im Jahr 2011 waren das rund sechs Millionen Euro. Um das Geld verteilen zu können, erstellt die Gema eine Hitliste aller gespielten Titel. Sozusagen die Gema- Disco- Charts. Wer in den Charts oben steht, bekommt mehr Geld, wer unten steht, weniger. Um ein Gefühl zu bekommen, was das bedeutet: Damit ein Urheber 500 Euro im Jahr aus dem Topf erhält, müsste ein Song von ihm auf rund 15 000 Spielminuten kommen.

2010 war der Nummer- eins- Hit in den Gema- Disco- Charts "Memories" von David Guetta. Ein Song, der bei Steffen Hack im "Watergate" nie aufgelegt werden würde. Viel zu sehr Popmusik.

Um die Hitliste zu erstellen, hat die Gema ein Monitoring- System erfunden. In 120 Discotheken, deutschlandweit, hängen Boxen, die jede Nacht eine Stunde lang die Musik aufzeichnen. Diese Mitschnitte werden von der Firma Media Control für die Gema ausgewertet. Nicht durch Computer, sondern durch Menschen. Einfach abgehört. Man nennt das die "earische Auswertung". Ear - das englische Wort für Ohr.

Die Gema sagt nicht, in welchen Clubs und Discotheken die 120 Boxen hängen. "Um Manipulationen zu vermeiden", sagt Martin Schweda. Steffen Hack sagt, dass er nur von einem einzigen Technoclub gehört hat, in dem es so eine Box gibt.

In Zukunft sollen die großen Clubs und Discotheken mehr Geld in den Disco- Topf zahlen. Das ist ein Ziel der Gema- Tarifreform. Aber warum hat die Gema nicht

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

schon früher mehr verlangt? In all den Jahren, in denen der "billige" Tarif galt? "Vielleicht fehlte uns dafür der Mut", sagt Martin Schweda.

Aber 1300 Prozent Erhöhung für einen Club? Einfach so? "Wir wollten das ja eigentlich alles verhandeln", sagt Schweda.

Seit 1957 handelt die Gema die Tarife mit dem Bundesverband Deutscher Discotheken und Tanzbetriebe (BDT) aus. Es läuft ganz ähnlich, wie man es von den Tarifverhandlungen zwischen Arbeitgebern und Gewerkschaften kennt. Man trifft sich, feilscht - am Ende findet man einen Kompromiss. Regelmäßig gab es auf diese Weise leichte Erhöhungen der Gema- Tarife, zuletzt um 0,75 Prozent.

Als Anfang des Jahres wieder die traditionellen Tarifverhandlungen begannen, kam die Gema allerdings mit einer neuen Grundsatzidee: Statt der alten Jahrespauschalen soll jede Disco in Zukunft an jedem Öffnungstag zehn Prozent vom Eintrittsgeld an die Gema zahlen. Zehn Prozent sind auch in anderen Ländern nicht unüblich. Daraufhin brach der BDT zum ersten Mal in der langen, friedlich verlaufenen Tarifgeschichte die Verhandlungen ab.

Für die Gema war das nicht schön, aber auch kein großes Problem. Im April verkündete sie die neuen Tarife. Unverhandelt. So erlaubt es das Gesetz. Das Patent- und Markenamt prüft noch, ob die Tarife angemessen sind. Man könnte also sagen: Die Gema legte die große Tarifreform selbst fest. Wie eine Königin. Oder ein Diktator.

Imagemäßig war das für die Gema schlecht. Leute wie Steffen Hack gingen in den Widerstand. Den Aufruf "Gegen die Tarifreform 2013" haben bislang fast 270 000 Leute unterschrieben.

"Wer sind hier eigentlich die Underdogs?", fragt Martin Schweda. "Die Clubbesitzer, die mit Musik ein Geschäft machen? Oder die Musikurheber, die niemand mehr fair bezahlen will?"

Schweda hat sein Jackett ausgezogen, die Ärmel seines Hemdes hochgekrem-pelt, seine Sätze beginnt er oft mit den Worten: "Ich bin überzeugt davon ..."

Das Seltsame ist ja: Schweda ist auch im Widerstand. Steffen Hack kämpft gegen den neuen Tarif. Schweda kämpft gegen die neuen Zeiten, in denen jeder Musik

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

hört, runterlädt, kopiert, mitfilmt, ins Internet stellt, abspielt. Aber immer weniger dafür bezahlen will.

Es geht um den Disco- Tarif. Aber eben auch um das große Ganze. Um den Grundsatz. Um die Gema- Moral.

Dafür legt sich die Gema nicht nur mit den Clubs an, sondern stellt sich auch YouTube in den Weg. Ein deutscher Verein gegen einen Weltkonzern.

YouTube soll eine angemessene Summe an die Gema zahlen, für die Musik, die auf der Plattform läuft und die für YouTube ein Milliardengeschäft ist. Aber man fand keine Einigung darüber, was eine angemessene Summe sein könnte. Die Vorstellungen waren zu unterschiedlich.

Seitdem blendet YouTube manchmal den Hinweis ein: "Leider ist dieses Video in Deutschland nicht verfügbar, da es Musik enthalten könnte, für die die Gema die erforderlichen Musikrechte nicht eingeräumt hat." Nur ein Satz. Aber er lässt die Gema aussehen wie den großen Spielverderber. Die Spaßbremse.

YouTube, die Clubs, der Zeitgeist, die veränderte Musikknutzung - die Gema kämpft gerade an vielen Fronten. Manchmal wirkt sie wie eine verzweifelte deutsche Maschine, in der Werteverständnis, Machtwille und das Gefühl, auf der richtigen Seite zu stehen, durcheinanderrumpeln, bis alles auseinanderfliegt.

Bislang hat die Gema jede Zeitenwende überstanden. Die Kasette, die CD, die Wiedervereinigung, den USB- Stick. Aber der Aufwand wird größer.

Im Berliner Gema- Archiv lagern in Holzschubladen noch all die Werkanmeldungen von Kompositionen, die heute niemand mehr spielt. Schlager von 1927 oder Lieder mit Namen wie "Der Bauer hat ein Taubenhaus".

Silvia Moising ist die Chefin des Bereichs "Dokumentation". Sie kann die Geschichte erzählen von Udo Lindenberg, der in den achtziger Jahren vom Hotel Kempinski herüberkam, auf Rollschuhen durch die Gänge fuhr und ein Lied registrieren ließ. Oder von Hugo Egon Balder, der mal versuchte, die Tonleiter als Komposition anzumelden, weil er das Gefühl hatte, da sitzen ja doch nur Pfeifen bei der Gema, die das nicht merken.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Welt war übersichtlich damals. Beherrschbar. Heute gibt es überall Absetzbewegungen. Das Gema- Reich beginnt zu bröckeln. Zumindest an den Rändern.

Vor ein paar Wochen schickten einige Berliner Clubchefs, darunter Steffen Hack, einen Stapel Listen zu Martin Schweda in die Bezirksdirektion, sogenannte Playlists. Auf den Listen standen die Titel, die verschiedene DJs in einer Nacht gespielt hatten. Es ging den Clubs um einen Test: Gibt es zwischen der alten Gema und der elektronischen Clubmusik überhaupt noch Berührungspunkte? Wird in den Clubs, die bald höhere Gebühren zahlen sollen, überhaupt noch Gema- Musik gespielt?

Martin Schweda schaute auf die Listen und las Namen von Komponisten wie Richie Hawtin, Peace Division, Phase oder M.A.N.D.Y. Schweda, der gern Supertramp hört, reichte die Listen an Silvia Moisiq weiter. Moisiq wiederum, seit 27 Jahren bei der Gema und Peter- Maffay- Fan, gab die Listen im Zimmer 165 ab. "Im Jugendzimmer", sagt Moisiq.

Dort sitzen vier junge Gema- Mitarbeiter. Disco- Experten. Sie checkten die Playlists einige Tage lang. Sie zählten 542 Titel. Davon fanden sie 287 sofort. Bei weiteren 76 Titeln gab es Spuren in der Datenbank. Die Gema kam somit zu dem überraschenden Ergebnis, dass auch in den wilden Berliner Technoclubs mehr als 50 Prozent, möglicherweise sogar knapp 70 Prozent der aufgelisteten Titel zum Gema- Repertoire gehören.

Genauso wie Supertramp und Peter Maffay. Oder auch Marco Resmann.

Auf der Playlist, die das "Watergate" schickte, standen drei Titel von Resmann. Er ist 35 Jahre alt und hat ein Studio in Prenzlauer Berg. Der kleine Raum ist vollgestopft mit Technik, den Synthesizern, den Drumcomputern, dem Mischpult mit 32 Kanälen und Plattenregalen. Resmann ist Produzent, DJ und Label- Chef. Er komponiert Techno- Tracks.

Marco Resmann ist also ein Urheber - genau jene bedrohte, schützenswerte Figur, für die sich die Gema so starkmacht, für die sie sich mit allen anlegt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Fünf Platten bringt Resmann im Jahr heraus, auf Vinyl, ganz altmodisch. Wenn es gutläuft, verkauft sich jede dieser Platten 500- mal. Mit dem Geld kann er die Herstellung bezahlen, die Plattencover, vielleicht das Studio. Mehr nicht.

Auch Resmann hat den Aufruf gegen die Gema unterschrieben. "Hilfe, die Tarifreform", sagt er. Der Urheber Resmann fühlt sich von den neuen Tarifen bedroht.

Resmann verdient sein Geld nicht als Komponist, sondern als DJ. Oft im "Watergate". Er komponiert, weil es die Voraussetzung dafür ist, an gute DJ- Jobs zu kommen. Wenn die Clubs, als Folge der Tarifreform, seine Gagen kürzen oder gar schließen, muss Resmann sich einen anderen Job suchen.

Marco Resmann hat die Gema nie gebraucht. Er empfindet sie nun eher als Gefahr für sein Lebensmodell.

Für den Urheber Konstantin Wecker aber ist die Gema ein Segen. Der Liedermacher ist 65 Jahre alt, seit den sechziger Jahren macht er Musik. Platten, Filmmusik, Musicals, Konzerttourneen. Ganz klassisch, Old School. Er ist seit 40 Jahren Gema-Mitglied. Im Juni, als viele vom "Disco- Sterben" sprachen, ließ er sich in den Aufsichtsrat der Gema wählen.

Wecker ist ein Urheber traditioneller Art. Auf seiner Website kann man zwei Sätze lesen: "Ohne Gema hätte ich keine Alterssicherung und keine Sozialleistungen für den Notfall. Wenn ich einmal nicht mehr in der Lage bin, über hundert Konzerte im Jahr zu spielen, könnte ich ohne diesen Verein nicht leben."

Man kann Konstantin Wecker verstehen. Man kann Marco Resmann verstehen. Und jetzt?

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Die Wechseljahre

Sein ganzes Leben wollte er immer höher hinaus, nun hat Arnold Schwarzenegger den Gipfel seiner Karriere überschritten. Er steht vor der größten Herausforderung eines Terminators: dem Alter.

Marc Hujer, Der Spiegel, 18.02.2012

Im Radio laufen noch die Sondersendungen über seinen Besuch, über die schlechte Organisation der Museumseröffnung in Thal, über den schrecklichen Regen und die völlig durchnässten Fans, da sitzt Arnold Schwarzenegger schon in seinem Privatflugzeug und blickt zurück auf Graz, seine Heimat, die er gerade verlassen hat.

Die Kritik im Radio stört ihn nicht, sie trifft ja nicht ihn. Er findet, sie ergibt sogar eine gute Geschichte. Sie macht schließlich die Kontraste deutlich: seine Größe als Weltstar und die Zweitklassigkeit der Provinz. Und so sitzt er in seinem Sessel, zufrieden, lässt sich von der Flugbegleiterin Schokokekse bringen; aber dann, plötzlich, kommt sie doch, Schwarzeneggers Frage.

"Und? Wie fanden Sie es?"

Adam Mendelsohn, sein Pressesprecher, hatte sich soeben gesetzt, erleichtert, dass Österreich hinter ihm liegt, der Teil der Reise, auf der sein Chef jedes und er kein Wort versteht, weil er kein Deutsch spricht. "Es war großartig", sagt er.

"Großartig?" Schwarzenegger macht eine lange Pause. Ihm gefällt die Antwort nicht, weil sie den Eindruck erweckt, dass sich da einer schnell aus der Affäre ziehen will, dass dieses positive Feedback Mendelsohn vor allem dazu dient, nicht weiter belästigt zu werden. "Großartig, das ist alles, was mein Kommunikationschef mir zu sagen hat?", fragt Schwarzenegger. "Wozu habe ich einen Kommunikationschef? Ich

möchte eine komplette Zusammenfassung - und, wie immer, alles mit positivem Grundtenor."

Als er eben noch durch sein Geburtshaus in Thal bei Graz ging, an der Seite von Österreichs Bundeskanzler Werner Faymann, durch die Zimmer im zweiten Stock, sein Bett zeigte, seine ersten Hanteln, das nachgebaute Modell seines Gouverneurschreibtisches aus Kalifornien, trat er schließlich ans Fenster. Einen Moment verharrte er dort und genoss den Blick auf die Burgruine und den Thalersee, wo ihn vor 50 Jahren Nachbarn zwangen, warmes Schweineblut zu trinken. Und als er da stand und seine Fans unter sich sah, die ihm, obwohl sie völlig durchnässt waren, frenetisch zujubelten, kam ihm der Gedanke, dass er seine Festrede auch von hier oben halten könnte, "wie der Papst".

Nichts konnte seine Stimmung dämpfen in diesen Stunden in Thal. Er hatte seinen ältesten Sohn dabei, Patrick, 18 Jahre alt, dem er alles zeigte, sein Geburtshaus in Thal, den Marktplatz in Graz, die Tegetthoffbrücke, die katholische Pfarrkirche, den Schloßberg und das Modehaus Brühl, in dem er die ersten Bodybuilder- Magazine gelesen hatte, als er so alt war wie sein Sohn jetzt. Er bestellte unglaublich viel Essen, Wiener Schnitzel, österreichische Spezialitäten, und als alle schon satt waren, ließ er noch Kaiserschmarrn bringen. Er feierte seine Heimkehr, und zwischendurch schickte er seiner Noch- Ehefrau Maria Fotos per SMS, die ihn mit dem gemeinsamen Sohn zeigen, vor der Kulisse seiner Heimat. Als hätte sich nichts verändert. Als wäre er noch immer der Alte, der große Schwarzenegger, dem alles gelingt.

Als er Anfang vergangenen Jahres zugeben musste, dass er ein Kind mit seiner Haushälterin gezeugt hatte, war er plötzlich kein Gewinner mehr, kein dreister Held, sondern armselig, nicht mehr groß. Es war nicht nur der ultimative Betrug an seiner Frau, der alle empörte und ihm das erste Mal die Erfahrung bescherte, nicht mehr einfach so davonzukommen, trotz aller Unverschämtheiten weiter geliebt zu werden. Alle Sympathien galten seiner Frau, und er stand da wie einer, der seine männliche Macht missbraucht hat. Seine politischen Ambitionen konnte er nach der Enthüllung vorerst vergessen. Er musste Filmprojekte stoppen. Er legte Pläne auf Eis, eine Comic-Serie zu starten. Wochenlang tauchte er unter, trat leise auf.

Nun ist Schwarzenegger auf Reisen: Amerika, Österreich, Spanien, Bulgarien und wieder zurück nach Amerika, alles in einer Woche, umgeben von seiner stets gutgelaunten Entourage, seinem ältesten Sohn Patrick, seinem Neffen Patrick Knapp, Finanzberater Paul Wachter, Pressesprecher Adam Mendelsohn und seinem persönlichen Assistenten Daniel Ketchell, der mit seinem iPhone ständig Fotos macht, um sie auf Twitter zu stellen.

Es ist eine Reise, die ihn an alle Stationen seines Lebens zurückbringt: seine Kindheit, seine Jugend, seine Karriere als Bodybuilder, Filmstar und Politiker. In Österreich eröffnet er ein Museum, in Spanien eine Bodybuilding- Messe, in Sofia spielt er eine Nebenrolle in einem Film mit alten Kumpels, und schließlich kehrt er nach Amerika zurück, um in New Mexico in einem Actionthriller seine erste Hauptrolle nach sieben Jahren als Gouverneur von Kalifornien zu übernehmen. Es soll ein Neuanfang werden, aber überall trifft er nur auf das Leben, das er schon gelebt hat. Er ist der Ex- Bodybuilder, der Ex- Terminator, der Ex- Gouverneur und Ex- Ehemann, der jetzt irgendwie weitermachen muss.

Als Schwarzenegger in Madrid ankommt, der zweiten Station seiner Reise, wird er im Rathaus empfangen, und die Menge der Journalisten ist so groß, das Gedränge der Fotografen so beeindruckend, dass Mendelsohn nach einem Fotografen sucht, der die anderen Fotografen fotografiert, den alten Glanz, das Gedränge, die Begeisterung, die es noch immer für Schwarzenegger gibt. Überall wird er hier überschwänglich begrüßt, vor allem von den Fans, die in der Madrider Kongresshalle warten, bei der Veranstaltung, die seinen Namen trägt: "Arnold Classic Europe". Mendelsohn sagt, er habe so was noch nicht erlebt, und hält dauernd sein BlackBerry in die aufgeregte Menge, damit, wie er sagt, man ihm das zu Hause überhaupt glaube.

An diesem Tag in Madrid fühlt sich alles noch einmal an wie früher. Schwarzenegger badet in der Menge, schiebt sich durch die drückenden, schwitzenden Körper und macht plötzlich kehrt, um sich in die ihm folgende Masse zu drücken, als könne er von dem Gedränge nicht genug bekommen. Überallhin folgt ihm Patrick, sein Sohn, trinkt die Eiweißdrinks mit ihm, posiert mit durchtrainierten Blondinen. Er hat die ma-

schienenhafte Ruhe seines Vaters geerbt, ein Terminator mit Milchgesicht, der, wie sein Vater, mit wenigen Worten auskommt und sich Gefühle nicht anmerken lässt.

Schwarzenegger redet auf seiner Reise viel über das Alter, ihn interessiert die Gesundheit seiner alten Weggefährten, der Blutdruck, das Sexleben im Alter, der Haarausfall seiner Begleiter. Aber er klingt dabei nicht nachdenklich, er witzelt und stichelt. "Es ist lustig", spottet er bei einem Mittagessen in Madrid, "wenn ich so in die Runde schaue und die jungen Leute sehe, die kahl werden."

Schwarzenegger sieht gut aus, trainiert, tadellos für einen Mann mit 64. Er bewegt sich noch immer wie in seinen Filmen, tapsend, er schiebt sich mehr vorwärts, als dass er geht, wie in Zeitlupe, als würden seine Gesten von einer Maschine kontrolliert.

Aber er hat Grenzen erreicht, die er früher nicht kannte, mehr Falten, eine höhere Stirn, Schulterschmerzen, und das Maß, an dem er sich messen muss, ist die Erinnerung an seine großen Filme, an "Conan" und "Terminator", und natürlich an das Bild, das auf der Messe überall über ihm hängt und ihn als 40- Jährigen zeigt, strahlend, faltenlos, überlebensgroß, wie in einer Zahnpastawerbung.

Am Abend besucht Schwarzenegger die Endausscheidung um den Bodybuilder-Titel der Männer. Er sitzt in der ersten Reihe, auf einem Ehrenplatz, und klatscht versonnen, wenn die Finalisten posieren, Doppelbizeps- Pose, Lat Spread, die seitliche Brustpose.

Es sind stiernackige Monster, Übertreibungen der Figur, die er selbst einmal hatte, aber doch sind sie irgendwie seine Schöpfung. Sie glauben an ihn, eifern ihm nach. Er ist noch immer der Gott dieses Sports, 30 Jahre nach seinem letzten Mr.-Olympia- Titel. Und in diesem Moment wünscht er sich ein Foto von sich, wie er da unten im Publikum auf seinem Ehrenplatz sitzt und seine Schöpfung betrachtet. Er ruft einen Fotografen zu sich. Er solle doch auf die Bühne gehen, hinter die posierenden Muskelberge, und von dort aus ein Bild von ihm machen.

Er hat, wie er später sagt, ein altes Foto von sich im Sinn, eines seiner Lieblingsbilder aus der Zeit, als er noch Bodybuilder war. Es ist auch von hinten aufgenommen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er steht auf der Bühne, posiert, und das Scheinwerferlicht fällt so, als trüge er einen Heiligenschein.

Als er nach der Veranstaltung im Aufzug steht, auf dem Weg nach draußen, seine Entourage um sich, will er das Foto sehen, die Champions und er. Der Fotograf zeigt ihm die Serie, ein Bild nach dem anderen.

Aber es ist nicht das, was sich Schwarzenegger vorgestellt hat. Das Licht reichte nicht für ihn aus, der Kontrast war zu groß für die Kamera. Man sieht nur die muskulösen Körper der Champions, das blendende Bühnenlicht, aber da, wo das Publikum sitzt, wo er sich sehen wollte, ist nur ein Schatten geblieben.

Als er ins Hotel zurückkehrt, ins Ritz, lädt er noch zu einem Drink in die Lobby ein. Er nimmt auf dem Sofa Platz, um ihn herum sitzt sein Team. "Wo ist Patrick?", fragt Schwarzenegger.

Es ist eine Frage, die er wiederholt auf der Reise stellt, schon bei seinem Spaziergang in Graz, im Museum in Thal und im Gedränge auf der Messe in Madrid, jedes Mal, wenn er ihn kurz aus den Augen verlor. Er möchte ihn dauernd neben sich haben.

"Er ist im Fitnessstudio", sagt sein Assistent. "Er trainiert."

Schwarzenegger freut sich darüber, und er fängt an, von den Muskeln zu erzählen, die sich sein Sohn schon antrainiert hat. Vor zwei Jahren habe er damit angefangen. Erst habe er ihm nur ein paar Fragen gestellt, dann habe er seine Bodybuilder-Bibel "The New Encyclopedia of Modern Bodybuilding" lesen wollen, die Schwarzenegger drei Tage später in seinem Zimmer entdeckte, vollgekritzelt, überall voller Leseseichen. "Er hat es richtig durchgearbeitet, richtig studiert, von vorne bis hinten", sagt Schwarzenegger.

Er entdeckt überall Parallelen, mögliche Spuren von sich in seinen Kindern. Auch bei seiner Tochter. "Es mag verrückt klingen", sagt Schwarzenegger stolz, "aber meine Tochter Katherine lässt sich nur auf Jungs ein, die wie ich einen Akzent haben."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am nächsten Abend sitzt er wieder im Ritz in der Lobby. Er ist diesmal ein bisschen schlecht gelaunt, aber dann fragt der Fotograf, der mitgereist ist: "Governor, wie schaffen Sie es eigentlich, dass Ihre Schuhe so glänzen?"

Seine Leute kennen den Trick. Um ihn in bessere Laune zu versetzen, muss man über Herrenschuhe reden, sein Lieblingsthema. "Die Schuhe waren schon so glänzend, als ich sie gekauft habe", gibt er bereitwillig Auskunft, ernst, ohne Ironie. Und plötzlich hellt sich seine Miene auf, er kommt richtig in Fahrt und fängt schließlich an, von alten Zeiten zu reden, damals, als er sich seine Zeit mit Streichen vertrieb, als er Freunden noch ein Stück Stinkekäse in die Lüftung ihres Autos steckte und sich tagelang darüber freuen konnte, wie sie den Gestank nicht mehr loswurden.

Alle sind erleichtert über den Stimmungswechsel und wollen jetzt etwas beitragen zu seinem Vergnügen. Sie kennen viele Geschichten mit ihm, vor allem Wachter, sein Finanzberater, der schon 1981 mit ihm zusammen nach Lech am Arlberg in den Skiurlaub gefahren ist. "Arnold", fragt er, "darf ich auch Lech erzählen?"

Späße mit seinen Kumpels hat Schwarzenegger stets geliebt. In gewisser Hinsicht hat ihn genau das berühmt gemacht. Er ist groß geworden, ohne erwachsen zu werden, der ewig Unterschätzte, der am Ende alle überraschte. Er ist damit jahrelang durchgekommen.

Nach zweieinhalb Tagen in Madrid fliegt er weiter nach Sofia, wo er Sylvester Stallone, seinem alten Kumpel und Widersacher, einen Gefallen tun will. Stallone dreht dort "Expendables 2", die zweite Folge seines Spektakels, in dem die alten Actionhelden der achtziger Jahre auftreten: Stallone, Bruce Willis und Jean-Claude Van Damme, die Opas des Actionfilms. Er hat ihm versprochen, vier Tage zu drehen, wieder den Helden zu geben, der er einmal war.

"Ich bin auf der Suche nach dem neuen It", sagt Schwarzenegger im Flugzeug. Er weiß, dass die Menschen mehr von ihm erwarten als nur einen neuen Film. "Aber man muss einfach weitermachen, dann kommt das Neue schon irgendwann." Er hasst Stillstand, und er hasst es, dass er bald 65 wird und viele seiner Zuschauer den Eindruck gewinnen, sein Leben liege hinter ihm, und es bleibe nur der Blick zurück.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Wenn man auf dem Mount Everest steht", sagt Schwarzenegger, "kann man nicht einfach stehen bleiben, die Aussicht genießen und jemanden mit dem Handy anrufen und ihm von der tollen Aussicht erzählen. Sonst erfriert man da oben."

Aber er steht nicht mehr auf dem Gipfel. Er ist schon auf dem Weg nach unten.

Er holt sein iPad heraus, das ihm Ketchell eingerichtet hat. Er liest darauf gerade ein Skript für einen Film über Eugen Sandow. Wenn er 2003 nicht Gouverneur geworden wäre, hätte er schon längst einen Film über ihn gedreht. Jetzt denkt er wieder daran.

Eugen Sandow war ein nach England immigrierter Muskelmann aus Königsberg, geboren im 19. Jahrhundert. Er soll Ketten gesprengt haben, Pferde liefen über seinen Brustkorb, er puderte sich mit Kalk ein, um wie eine griechische Marmorstatue auszusehen. Die Königin war begeistert von ihm. Jeden Tag liest Schwarzenegger ein paar Seiten auf seinem iPad, und jeden Tag wird ihm klarer, wie viele Parallelen es gibt zwischen ihm und Sandow. "Ohne es zu wissen, habe ich sein Leben kopiert."

Eine halbe Stunde redet Schwarzenegger über Sandow, bis er schließlich zum Tod Sandows kommt, einem Heldentod. "Er starb an der Stärke, die ihn groß gemacht hat", sagt Schwarzenegger.

Er sei mit einer Postkutsche unterwegs gewesen, die vom Weg abkam, die Böschung herunterkippte und ein Kind unter sich begrub. Sandow habe die Kutsche angehoben, das Kind gerettet, und in diesem Moment habe ihn der Schlag getroffen, und er war tot. "Folgen Sie mir noch?", fragt Schwarzenegger gereizt, weil sich Mendelsohn, sein Pressesprecher, in diesem Moment nach vorn ins Flugzeug zu den anderen davonstehlen will. "Nur damit es klar ist: Sie wollen doch nicht den wichtigsten Teil der Geschichte verpassen."

Und dann erzählt Schwarzenegger den Teil der Geschichte, in dem es um die andere Seite des Lebens Sandows geht, die Kehrseite seines vermeintlichen Heldenlebens.

"Sandow hat nackt Modell gestanden", sagt Schwarzenegger. "Und seine Frau, eine Frau aus besserer Gesellschaft übrigens, hat sich so sehr dafür geschämt, dass sie

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ihn anonym begraben ließ. Sie wollte, dass er ausgelöscht wird." Es ist die letzte Parallele zu seinem Leben, die Angst, dass auch sein Lebenswerk ausgelöscht werden könnte durch die peinliche Affäre. Aber Schwarzenegger wäre nicht Schwarzenegger, wenn er nicht an einen Ausweg glaubte, an eine Erlösung von diesem Makel. "Ich habe Sandows Grab suchen lassen", sagt er, "und wir haben es gefunden. Ich habe einen neuen Grabstein errichten lassen." 10 000 Dollar hat er dafür ausgegeben, weil er glaubte, so Sandows Ehre wiederherzustellen, das Vermächtnis seines Bruders im Geiste. Jetzt geht es um seine Ehre.

"Wie geht denn noch mal dieser Spruch von Conan?", will einer der Mitreisenden von ihm wissen. Schwarzenegger nutzt die Vorlage gern: "Vernichte deine Feinde, und höre das Wehklagen ihrer Frauen." Alle lachen wieder, als er das sagt. Gleich, nach der Landung in Sofia, ist er wieder zurück am Filmset, zurück in seiner Karriere, die er vor 42 Jahren mit "Hercules in New York" begonnen hatte und die er 2003 beendet zu haben schien, als er "Terminator 3" drehte und dann Gouverneur von Kalifornien wurde.

Das Erste, was Sylvester Stallone nach seiner Ankunft zu ihm sagt, ist, dass es nicht so weitergehen könne, er einfach nicht mehr richtig gut aussehe, wie ein alter Mann. Und ohne Einlagen wirke Schwarzenegger viel zu klein, und seine Stirn werde langsam höher. Sie reden miteinander wie zwei Männer in den Wechseljahren.

Schwarzenegger stapft die Stufen zu seinem Wohnwagen empor, den er am Filmset bewohnt, und bevor er sich in den Massagestuhl fallen lässt, den er sich dort aufstellen ließ, sagt er: "Er hat mir empfohlen, mich mit Einlagen zwei Inches größer zu machen, und er hat da einen, der das Problem mit meinen Haaren beheben kann."

Er tut so, als könne ihn Stallones Bemerkung nicht treffen, als könne er ihn ruhig für zu klein und zu alt halten. "Entweder hat man ein Fernsehgesicht, oder man hat es nicht", sagt Schwarzenegger ganz lässig. "Schauen Sie Clint Eastwood an: Er hat es auch geschafft, mit Würde älter zu werden." Und damit, scheint es, ist der Zwischenfall für Schwarzenegger schon erledigt.

Aber zwischen Schwarzenegger und Stallone ging es immer darum, wer der Größte ist, wer den nächsten Punktsieg landet, wer den größeren Wohnwagen am Set

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

hat, die größere Suite im Hotel Kempinski oder wer sich - wie letzte Woche in Los Angeles - als Erster der beiden die Schulter operieren lässt. Und obwohl Schwarzenegger hier in Sofia nicht den Eindruck erweckt, dass er eine Rechnung offen habe, sinnt er schon auf Rache.

Es dauert nicht lange, da bekommt er seine Chance. Ein Gesandter Stallones klopft an der Wohnwagentür. Er kommt mit einem Karton Uhren vorbei, die Schwarzenegger im Film tragen soll. "Darf ich Ihnen ein paar Uhren zeigen?", fragt er unterwürfig.

Schwarzenegger lässt sich die Kiste bringen, er nimmt jede Uhr einzeln heraus, hält sie sich an sein Handgelenk, das so breit ist wie die Wade anderer Leute, betrachtet sie eingehend, und jedes Mal rümpft er die Nase. "Das trägt man beim Handelskammertag in San Francisco", sagt er über die erste Uhr. Und bei der zweiten spottet er: "Frauen- Bodybuilding- Weltmeisterschaft".

Keine Uhr, das wird schnell klar, ist ihm gut genug, um seine eigene zu ersetzen, und als Stallones Gesandter die Wohnwagentür wieder hinter sich geschlossen hat, zeigt Schwarzenegger, was eine richtige Uhr ist, eine Schwarzenegger Tank Watch, die Schwarzenegger- Panzer- Uhr, die er trägt und die sehr beliebt ist unter seinen Freunden. Vorhin habe er Stallone diese Uhr gezeigt, erzählt er. Stallone hat sie mit seiner verglichen, und Stallone hasste die Uhr. "Und wissen Sie, warum?", fragt Schwarzenegger. "Weil sie größer als seine ist."

Nach acht Tagen Europa kehrt er wieder nach Amerika zurück. Zwei Tage wird er zu Hause in Los Angeles sein, dann fliegt er nach Albuquerque in New Mexico, wo er seit "Terminator 3" seine erste Hauptrolle spielen wird, den Kleinstadt- Sheriff Ray Owens, der es mit einem Drogenboss aufnehmen muss.

Es geht jetzt darum, sein Andenken zu bewahren, an den Schwarzenegger, den alle Welt kennt, den Macho und Kraftmeier, den jungen Schwarzenegger, den sie in Österreich vor seinem Museum in Bronze aufgestellt haben. Und deshalb kommt er noch einmal auf den ersten Tag der Reise zu sprechen, den Tag der Museumseröffnung in Thal und seine Statue.

Die Statue, das ist er, wie er sich sieht, sein Vermächtnis, fast einen Meter größer, als er in Wirklichkeit ist. Sie zeigt ihn in der Dreiviertelrückenpose, den Bizeps nach oben eingeschwenkt, die Brustmuskeln angespannt, und dann, weiter unten, der eingezogene Bauch und die Taille, die durch die Vierteldrehung des Oberkörpers schmaler aussieht. Die Dreiviertelrückenpose ist die Zusammenfassung seines gesamten Lebens in einer einzigen Figur.

Alles was die österreichischen Museumsdirektoren und ihre Helfer hätten machen müssen, war, diese Statue, die unter seiner Aufsicht von einem Künstler in Idaho gegossen wurde, im richtigen Winkel aufzustellen, so dass der Kontrast von Brustkorb und Taille am besten zur Geltung kommt.

Aber als er am Morgen zu seinem Geburtshaus gefahren war, hatte er gesehen, dass die Statue im falschen Winkel stand. Wenn man sich dem Haus frontal näherte, erzählte er, sah man nicht die schmale Taille, den maximalen Kontrast zwischen Unten und Oben und somit nicht den Sinn dieser Pose. Und alle starrten ihn an. Wie konnte das passieren? "They didn't get it", sagte Schwarzenegger damals fassungslos, "sie haben es nicht kapiert."

Er hat jetzt noch einmal mit Österreich telefoniert. Sein Münchner Freund Albert Busek, der Master der deutschen Bodybuilder- Szene, der auch die Statue gesehen hatte, meinte zwar, das mit dem Winkel sei doch egal, weil man einfach um die Statue herumgehen könne, und dann stehe man ja irgendwann im richtigen Winkel.

Aber er hat nicht lockergelassen. Es geht um seine Vergangenheit, und er spürt vielleicht, dass die Statue, die Glorifizierung seines gelebten Lebens, wichtiger ist als seine Zukunft, der nächste Western, den er in Albuquerque dreht. "Sie haben die Statue jetzt umgedreht", sagt er, "sie wird jetzt richtig herum stehen."

Zum Schießen!

Der Fernseh-Komiker Kurt Krömer besucht deutsche Soldaten in Afghanistan. Wir haben ihn begleitet

Peter Kümmel, ZEITmagazin, 16.08.2012

Als der Berliner Komiker Alexander Bojcan, 37, den alle unter dem Künstlernamen Kurt Krömer kennen, von der Bundeswehr gefragt wurde, ob er vor den deutschen Soldaten in Afghanistan auftreten wolle, war er entwaffnet. Krömer ist Totalverweigerer, und dass ihn die Bundeswehr trotzdem einlud, empfand er auf seltsame Weise als Ehre. Die haben Arsch in der Hose, dachte er. Denen muss ich beweisen, dass ich auch Arsch in der Hose habe.

Jetzt sitzt Krömer, Fahnenflüchtiger aus Überzeugung, in einer Transall, einer alten Frachtmaschine der Bundeswehr, und fliegt über den Hindukusch. Im Steilflug geht es nach oben. Das Dröhnen der Propeller ist tief und bärig, angekettetes Kriegsgerät rasselt, die Passagiere sitzen sich auf langen Bänken gegenüber.

Der Innenraum des Propellerflugzeugs ist dunkel, nahezu fensterlos, fast könnte man ihn für eine Theatergarderobe halten. Zumindest nun, wenn man neben Krömer sitzt, denn Krömer hat etwas Theaterhaftes an sich. Er trägt zwei Kostüme übereinander, sein privates, einen Tropenanzug, und darüber die vorgeschriebene Kluft des Krieges: schusssichere Weste und Schutzhelm. Den Tropenanzug trägt er, um zu zeigen, dass er sich hierher verirrt hat: Eigentlich gehört er in eine Boulevardkomödie. Die Männer um ihn herum agieren in einem anderen Stück: Sie tragen Kampfanzug, hochgeschnürte Stiefel, und sie halten ein Gewehr zwischen den Knien.

Links neben Krömer sitzt ein erschöpfter Ingenieur aus Massachusetts, der für die Stromversorgung in den amerikanischen Einrichtungen zuständig ist. »Summer is

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

fighting time«, sagt er. »Die Frühjahrsoffensive ist ausgefallen, die Taliban waren mit der Mohnenernte beschäftigt. Aber der Sommer wird fürchterlich werden.«

Plötzlich fliegt die Transall durch eine Wolke voller flimmernder Sonnenreflexe, es ist eine Art Feuerwerk hoch über dem Hindukusch. Krömer hebt wie verzaubert den Blick: Das sind sogenannte flares, Täuschkörper aus Magnesium und Stanniol, die von unserer Maschine stammen. Sie sind dazu da, feindliche Raketen abzulenken.

Nach etwa einer Stunde setzen wir zum Sinkflug an. Die Motoren ersterben, das Flugzeug kippt pfeifend in die Tiefe, Krömer schließt die Augen. Der Steilflug verringert die Angriffsfläche, und er kühlt die Rotoren, sodass Waffen, die auf Hitze reagieren, kein Ziel finden. Es ist ein Höllensturz. Dann fängt sich das Flugzeug in einer graziösen Schleife, und die Landung ist die weichste, die man sich vorstellen kann. Krömer schnallt sich los. »Im zivilen Flugverkehr wird mich nun die schlimmste Turbulenz nicht mehr schrecken«, sagt er und steigt durch die Ladeluke ins Freie.

Vor dem Flughafen von Kabul wartet ein riesiger gepanzerter Tresor, der von einem Sattelschlepper gezogen wird; aus dem Dach des Sattelschleppers ragt ein Geschützturm. In den Tresor werden wir gleich hinaufsteigen. Das Ding, 36 Tonnen schwer, heißt Muconpers, es ist das sicherste Fahrzeug, das es im Straßenverkehr von Kabul gibt – aber für Angreifer ist es eine einzige Provokation. Der verantwortliche Soldat sagt: Die Sicherheitslage ist angespannt, gestern zwei Vorfälle wenige Kilometer entfernt, mehrere Tote. Also: Vorsicht! Morphiumspritzen habe man für alle Fälle dabei.

Dann nennt uns der Soldat drei Codewörter, die wir uns merken sollen, für den Fall einer Detonation oder eines Angriffs. Das erste Wort heißt kite, es wird einem zugerufen, man erkennt daran, dass man es mit Verbündeten zu tun hat. Das zweite Wort muss man den verbündeten Soldaten entgegenrufen: ladder. Und das dritte Wort ist das »Kennwort der Woche« – das merkt man sich, falls man zwischen die Fronten geraten ist und sich den Stellungen der Nato nähert. Das Wort heißt world .

Kite, ladder, world; kite, ladder, world. Krömer murmelt die Wörter vor sich hin wie einen Gedichtanfang. Er steigt in den Tresor hinauf, es folgen ihm: sein Manager, sein Co-Autor, ein Kamerateam, das ihn auf dieser Reise begleitet – und ich, der Mann

von der Presse. Krömers Gesicht ist keine komische Regung anzusehen, auch keine Furcht, eher schon gesammelter Ernst: Dies ist alles Teil der Anfahrt, Krömer hat Auftritte vor sich. Man könnte von einer Afghanistan-Tournee reden: Drei Shows wird er hier absolvieren, eine im Headquarter der Nato-Aufbaumission Isaf mitten in Kabul, die zweite im Camp Warehouse am südöstlichen Rand Kabuls und die dritte im Camp Marmal in der nördlichen Wüstenstadt Masar-i-Scharif. Es herrscht schlechte Stimmung in der Truppe, aber ist Krömer der Mann, daran etwas zu ändern? Er ist kein sonniger Komiker, eher ein zerstörerischer, ein Spielverderber. Den Kriegseinsatz der Deutschen befürwortet er nicht. Warum lässt er sich auf all das ein? »Ich will wissen«, sagt er, »was die da unten wirklich machen.« Angst? »Ja. Aber Angst war immer ein Antrieb.«

Der Sattelzug ruckt an, durch ein winziges Fenster sieht man die Stadt vorbeiziehen. An den Straßenrändern stehen verwitterte Container, Märkte siedeln zwischen zerstörten Wohnblocks, winzige Hütten sind mit Folien umwickelt – notdürftiger Schutz gegen den berüchtigten Fäkalienstaub Kabuls. Acht Soldaten umfasst unser Zug. Zwei Dingos begleiten uns, gepanzerte, mit Geschützen bewehrte Panzerfahrzeuge der Bundeswehr, eins bleibt immer hinter uns, das zweite fährt neben uns oder überholt flink, als wolle es uns den Weg bahnen. Dann eine Vollbremsung. Wir stehen im Stau, draußen sind es 40 Grad, hier drin kühle 19 Grad.

Der Muconpers ist ein Produkt der Firma KMW (Krauss-Maffei Wegmann), eine millionenteure Box für hohen Besuch. Nun transportiert sie Krömer, den Mann, der einst in Berlin untertauchte, um dem Wehrdienst zu entgehen, als Stargast der Truppe. Deutschland leistet sich wieder Kampfeinsätze, und dazu gehört offenbar auch Truppenunterhaltung. Die USA machen das seit je im großen Stil, als sei der Krieg nur ein anderes Las Vegas. Anders sieht es bei den Deutschen aus. Deren Stars stehen, um es vorsichtig zu sagen, nicht gerade Schlange, um in die Transall nach Afghanistan zu steigen. Eine Stabsstelle der Bundeswehr in Potsdam sucht Künstler, die zur Reise bereit sind; die Suche ist mühsam, denn Gagen werden nicht bezahlt, und ob die Auftritte der Popularität nützen, ist fraglich. Peter Maffay und Xavier Naidoo gaben in Afghanistan Konzerte, aber sie haben diese Auftritte nicht an die allergrößte Glocke

gehängt. Die Schauspieler Ralf Möller und Clemens Schick waren da. Aus dem Feld der Spaßmacher? Wigald Boning und Hans Werner Olm.

Und nun also Krömer, ein Anarchist, der sich dort wohlfühlt, wo es peinlich wird, wo die Dinge demonstrativ nicht gelingen. Er sitzt im Muconpers, hat sich die beiden Sicherheitsgurte kreuzweise um den Leib geschnürt und erfährt, dass er im Fall einer Detonation erst dann aus der Sicherheitsluke im Dach des Transporters kriechen soll, wenn keine andere Option mehr bleibt. Ein Soldat begleitet uns im gekühlten Innenraum, ein gemütsruhiger, bärtiger Saarländer. Man sei, sagt er, hier drin sehr sicher. Zumindest bei Sprengsätzen bis zu 300 Kilo. Was heißt das? Na, bei allem, was über 300 Kilogramm gehe, sagt der Soldat, müsse man sich sowieso keine Sorgen mehr machen, einer solchen Ladung halte auch kein Panzer stand. Wir erfahren, dass die Aufständischen immer häufiger Sprengladungen von bis zu 500 Kilo einsetzen. Den Rest der Fahrt verbringen wir schweigend.

Wir erreichen das Isaf-Hauptquartier, Karsais Palast ist nicht weit. Der Weg ins Innere ist verschlungen: Drehkreuze, labyrinthische Korridore, Sprengstoffhunde – es ist, als hätte man fünf Flughafensicherheitsschleusen hintereinandergeschaltet. Je weiter wir hineingehen, desto mehr haben wir den Eindruck, nie mehr hinauszukönnen. Das Hauptquartier ist wie ein innerstädtischer Panikraum, und es scheint einem wie Wahnsinn, diese Sicherheit wieder aufzugeben.

Innen ist das Headquarter unspektakulär, ein Weltdorf aus Containern, auf eine ehemalige britische Sportanlage gepflanzt. 2200 Menschen aus 51 Nationen arrangieren sich auf einem Gelände, das in seinen Ausmaßen dem einer mittleren Campus-Uni ähnelt. Alkohol ist verboten, Sport wird exzessiv getrieben. Die deutschen Soldaten empfangen Krömer auf der Dachterrasse ihres Gemeinschaftshauses, hier sehen sie am Wochenende die Fußballspiele der Bundesliga auf einer Leinwand, hier feiern sie das »Oktoberfest«.

Beiläufig wird erzählt, wie gefährlich der Ort ist, an dem wir hier sind: Am 15. April gab es den letzten großen Angriff aufs Headquarter und davor einen im Herbst 2011: Dort hinten, in dem Hochhausrohbau, hätten sich zehn Aufständische verschanzt und aufs Gelände gefeuert. 27 Stunden habe das Gefecht gedauert. Ein Mann vom

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Militärischen Abschirmdienst sagt uns, es würden etwa 100 Selbstmordattentäter in der Stadt vermutet, man warte auf den big bang, der aber erstaunlicherweise nicht komme.

Krömer spielt am Abend im Kino des Headquarters, und ehe er auftritt, sagt ihm ein Offizier, dass die Außenwand des Gebäudes beim Angriff im April von einem Geschoss getroffen wurde. Krömer betritt die Bühne, blickt sich um und sagt, bis zum Hauptfilm werde er den Kinosaal schon leer gespielt haben. Ein Soldat kommt zu spät. Er huscht in den Saal und quetscht sich in die zweite Reihe. Krömer fragt: »Woran hat et jelegen? Ham Se nicht jewusst, was Se anziehn sollen? Ich jeb Ihnen 'nen Tipp: Ziehen Se immer dasselbe an.«

Dies ist das homogenste Publikum seines Lebens. 60 Männer und eine einzige, schöne blonde Frau. Alle tragen Kampfanzug, die Wüstenvariante: sandfarbener Grund mit dunkler Befleckung. Auch wenn die Soldaten ausgehen, tun sie es im Kampfanzug.

Krömers erster Gag: »Ich habe recherchiert, ich bin der erste Komiker, der hierherkommt, abgesehen von Guido Westerwelle.« Wolfsgelächter. Es ist hell im Saal, und Krömer sagt: »Normalerweise sehe ich nicht die Leute, für die ich spiele – ich weiß nicht, was besser ist, wenn ich euch so sehe.« Krömers Prinzip: Er beleidigt die anderen und tut dann so, als sei er beleidigt worden.

Er ist nicht der Clown, der an die Front geht und die Truppe unterwandert. Er spielt den Ignoranten, der nicht begreift, dass er Deutschland überhaupt verlassen hat. Er bewegt sich im Camp wie in einem östlichen Vorort von Berlin. Er zeigt den verwöhnten, von Schicksalsschlägen verschonten Deutschen, der zurückwankt auf die Weltbühne: Nun darf er wieder bei den Großen mitmachen, aber er weiß nicht, worum es hier geht. Einige Szenen seiner Reise werden in Krömers neuer Late Night Show (ab 18. August in der ARD) gezeigt werden, und man wird sehen: Krömer führt nicht den daheimgebliebenen Deutschen die Soldaten vor, sondern er führt den Soldaten die daheimgebliebenen Deutschen vor.

Er fragt einen Oberfeldwebel: »Hast du was zu sagen?« – »Nö.« – »Dann hol mir mal 'n Bier.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Brüllendes Gelächter. Hier führt der Weg zur Pointe über den Vorgesetzten.

Die autoritäre Wurzel seiner Komik, sagt Krömer später, stamme aus den Jahren der Demütigung, die er erlebt habe, als er sich als Putzmann, Kellner, Bauarbeiter durchschlug. Er sei der Arsch vom Dienst gewesen, und jeder, der über ihm stand, habe ihn erniedrigt.

Diesen Obrigkeitsterror verbreitet er nun selbst mit anarchischem Genuss: Immerzu demütigt er Zuschauer, und die Lizenz dazu erwirbt er, indem er sich selbst am meisten erniedrigt. In seinen Nummern ist er der prahlende Denunziant, der selbstgerechte Fatzke, der Vorgesetzte seiner Zuschauer – der Entertainer, der aufs Publikum sauer ist, weil es ihm den Abend verdirbt.

Man könnte sagen: Krömer lässt die Truppe schon jetzt spüren, dass sie daheim keinen Respekt zu erwarten hat. Das Publikum erkennt die Wahrheit hinter dieser Komik, das Gelächter kommt tief aus dem Bauch.

Viele steigen zu Krömer auf die Bühne, der Redebedarf der Soldaten ist groß

Am nächsten Tag fahren wir im Konvoi in den versteppten Südosten von Kabul, ins Camp Warehouse. Camp Warehouse steht unter französischer Leitung und ist ein riesiges Containerlager mit kleinen Gemütlichkeitsnestern. Höhlenhafte Bars entstehen in Lücken, die das Kriegsmaterial lässt. Krömer besucht den deutschen »Funker-Bunker«, ein Clubhaus, das im Schatten riesiger Satellitenschüsseln entstand, auf der Terrasse stehen Liegestühle, in Hochbeeten wachsen Tomaten und Peperoni, Cola wird serviert. Über dem Lager liegt das Dröhnen der Generatoren, die von alten Schiffsmotoren betrieben werden. Es ist ein mächtiges Geräusch, und bei Nacht hat man das Gefühl, man reise auf einem Dampfer.

Der afghanische Präsident Karsai, so geht das Gerücht, habe sich von den deutschen Soldaten in Camp Warehouse eine Limousine schusssicher verpanzern lassen, und einen speziellen Wunsch habe Karsai auch gehabt: Man möge ihm den Innenboden des Wagens mit Kunstrasen auskleiden. Also, sagt der Spieß der Deutschen, ein jovialer Mann aus der Eifel, habe man Kunstrasen besorgt, und vermutlich fährt der afghanische Präsident jetzt nur noch barfüßig durch Kabul.

Krömer spielt abends im deutschen Club. Es ist ein Auftritt unter freiem Himmel, 150 Männer auf Bierbänken, Wüstensand weht durchs Scheinwerferlicht, und Krömer kämpft. Die ersten Pointen verpuffen, mehrere Minuten lang reagieren die Männer kaum. Später sagt Krömer, er habe sich wie in seiner Anfangszeit gefühlt. Vielleicht 25 Prozent der Männer heute Abend, schätzt Krömer, kannten ihn überhaupt.

Als ein Soldat in der zweiten Reihe ihm zuruft: »Mit der Scheiße verdienst du also dein Geld?«, hat er Mühe, die Rolle zu wahren: Man merkt für einen Augenblick echte Empörung in der Stimme des aus dramaturgischen Gründen immerzu beleidigten Krömer. Denn er verdient an dieser Reise gar nichts, und das sagt er, so beherrscht wie möglich, dem Soldaten. Der laute Mann kommt zwecks Verbrüderung am Ende zu Krömer: Es sei ein Superauftritt gewesen. Viele steigen nun zu ihm auf die Bühne, der Redebedarf ist groß: Sagenhafte, grausige, komische Geschichten müssen erzählt werden, aus Afghanistan, aber auch von der Familie, und die Soldaten wirken, während sie mit Krömer sprechen, als wären sie schon halb daheim. Wieder Gruppenfotos. Krömer macht alles mit, er ist privat ein ziemlich anderer Charakter als auf der Bühne: verhalten, abwartend. In einer ruhigen Minute sagt er, insgeheim habe er befürchtet, er würde es hier mit testosterongesteuerten Typen, »kahl rasierten Jungbullen« zu tun haben, stattdessen lerne er lauter nachdenkliche, offene, sensible Männer kennen. Er wirkt jetzt entspannt. Aber auf der Bühne war es anstrengend. Krömer vermisst schmerzhaft das weibliche Element im Publikum: Die Frauen sind die Scouts im Chaos. »Sie zeigen den Männern«, sagt Krömer, »wann gelacht werden muss. Sie lachen immer zuerst.«

Im Terminal des Militärflughafens Kabul ruft eine melodische amerikanische Frauenstimme die Flüge auf, als befände man sich auf einem Provinzflughafen im Mittleren Westen: Der Flug nach Kandahar ist nun zum Einsteigen bereit, bitte begeben Sie sich zum Ausgang... – und es erheben sich: Männer im Kampfanzug, mit Gewehr, Sturzhelm, schwerem Kriegsgepäck, sie gehen lässig, als flögen sie für ein paar Tage nach Kalifornien. Wir aber fliegen wieder über den Hindukusch, nach Masar-i-Scharif. Den Sturzflug zur Landung nehmen wir inzwischen hin wie Kenner,

wir lehnen uns dem Abgrund entgegen. Krömer hat den Tunnelblick des Mannes, der seinen Auftritt vorbereitet.

In Masar-i-Scharif, genannt »Mazza«, befindet sich Camp Marmal, das nördliche Tor nach Afghanistan. Das Lager wirkt wie ein in der Wüste versinkender Containerhafen. Tausende Panzer, Transporter, Geschütze zu Füßen des Hindukusch, es ist ein Motiv von großer Traurigkeit: ein Feldzug im Zustand der Erschöpfung. Von hier aus soll demnächst der Rückzug aus Afghanistan beginnen, und seltsamerweise sind die Amerikaner gerade dabei, das Lager auf die doppelte Größe auszubauen.

Der deutsche Verteidigungsminister Thomas de Maizière hat über den Abzug der deutschen Soldaten aus Afghanistan gesagt, es sei leichter, einen Baum hinauf-, als ihn hinunterzuklettern, und was er gemeint hat, ahnt man, wenn man mit den Soldaten in Camp Marmal ins Gespräch kommt. Krömer hört viele Geschichten, wie man sie eher auf einem orientalischen Basar erwartet: Er hört, wie in den Lagern die privaten Dienstleister ihre Geschäfte machen; dass es darum gehe, hier noch möglichst viel Geld rauszuholen.

In Camp Marmal gibt es einen schönen Innenhof, die Arena; hier spielt Krömer am letzten Abend. Nun sind etwa 600 Soldaten da, dieser Auftritt gelingt am besten. Es ist eine laue Nacht, eine Transall steigt in den Himmel, das Atrium ist mit bunten Glühbirnen geschmückt wie für ein Betriebsfest, man hört pfälzische, schwäbische, sächsische Stimmen, und Afghanistan ist weit weg. Wir haben es auf unserer Reise gar nicht berührt.

Bojcan lässt noch einmal sein anderes Ich, den Krömer, auf die Soldaten los, zeigt ihn als gewieften Überlebenden des preußischen Obrigkeitsstaates: Hier ist der hochfahrende, einschnappende Deutsche, der austeilt, aber nicht einstecken kann. Als eine Heuschrecke ihn anspringt, brüllt er: »Lasst uns abhauen. Das Vieh hat mich an der Gurgel!« Krömer nimmt den Kameraden ein wenig von ihrem Heimweh, indem er ihnen zeigt, was daheim (auch) auf sie wartet.

Nach der Show wird Krömer zu einem Geburtstagsfest eingeladen; gefeiert wird im Cargo-Bereich direkt am Rollfeld. Soldaten haben sich hier mit Bierbänken, einem Grill, einem winzigen Fußballplatz eine Art Feriencamp geschaffen: als siede man

an einem Strand, nicht an einer Landebahn. Viele, die hier sind, waren schon mehrmals in Afghanistan, die meisten haben kleine Kinder. Krömer spricht wenig, er beobachtet. Auch er hat Kinder. Die peinliche, laute Bühnengestalt verwandelt sich abseits der Bühne in einen Zuhörer, das ist ein Gegensatz, der die Soldaten fasziniert: Man vertraut ihm viel an, vielleicht ist das eine Gegenleistung für seinen Auftritt. Ein paar Hundert Meter westlich starten die Kampfhubschrauber der Amerikaner, nach missglückten »Missionen«, so erfährt Krömer, laden sie dort ihre Leichensäcke aus. Es ist drei Uhr nachts, ein Frachtflugzeug aus Aserbaidschan rollt zu seiner Parkposition und bläst einen heißen Sandsturm ins Lager. Krömer lehnt sich zurück und dehnt die Glieder, als säße er in seiner eigenen Sonne.

Am nächsten Morgen: Frühstück im Kasino. Weil in einem amerikanischen Lager vergangenes Jahr ein Soldat um sich geschossen und mehrere Kameraden in den Tod gerissen hat, stehen Soldaten mit entscherten Gewehren an den Eingängen. Die größte Gefahr im Lager, so heißt es, bestehe darin, von eigenen Kameraden, betrunkenen oder durchgedrehten, umgebracht zu werden. Nach dem Frühstück passieren wir das Schwarze Brett am Ausgang; dort hängt jeden Tag ein neuer Zettel mit den jüngsten »Vorkommnissen«. Die wenigsten Soldaten werfen einen Blick auf den Zettel. Krömer bleibt stehen und liest: 20 tote Zivilisten bei einem Selbstmordanschlag am gestrigen Dienstag, 18 tote Zivilisten bei einem fehlgeleiteten Luftschlag der Amerikaner. Als wir wieder in Deutschland sind, Wochen später, sagt er: Zu Hause holte mich erst die Angst ein. Mir wurde ganz schwach.

Zwei Wochen nach der Rückkehr träumt Krömer einen ersten Afghanistan-Traum: Er hat starke Schmerzen im rechten Bein, sieht nach unten, das Bein ist ab, weggesprengt von einer Mine. Seinen zweiten Afghanistan-Traum hat er wenig später: Er fährt mit seiner Freundin nach Thailand, er macht keinen Urlaub, sondern er muss deutsche Soldaten unterhalten. Und die thailändischen Soldaten sind beleidigt, weil er nicht für sie spielt.

Im Oktober will Krömer noch einmal nach Afghanistan, nicht mit der Bundeswehr, auf eigene Faust. Auch diesen Aufenthalt will er filmen. Er will »die andere Seite« kennenlernen und durch Kabuls Straßen gehen, die er nur hinter

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Panzerglas vorbeiziehen sah. Nicht Zerstörung will er zeigen, sondern den Aufbau.
»Dahin gehen, wo's wehtut« – das sei immer sein Weg gewesen. Weh tut es dort, wo das Peinliche droht. Vielleicht auch dort, wo die Wahrheit ist. Er sagt: »Mal sehen, wie weit ich komme, bis ich merke, dass ich zu weit gegangen bin.«

Der Nazi von Christ und Welt

Opportunist, Ideologe, Intellektueller – und einer von uns: Giselher Wirsing war ein Star-Journalist des Dritten Reichs. In den Fünfzigerjahren prägte er diese Zeitung. Hat er bereut? xy hat sich auf die Spur des früheren Chefredakteurs begeben. Eine Geschichte über die Schuld des Schreibens und des Schweigens

Raoul Löbbert, Die Zeit / Christ & Welt, 30.08.2012

Was weiß ich über Giselher Wirsing? Bevor ich Redakteur bei Christ & Welt wurde, kannte ich nicht mal seinen Namen. Und dann fragt mich ein älterer Mann nach einer Veranstaltung: „Christ & Welt, ist das nicht die Zeitung von Giselher Wirsing, diesem widerlichen Nazi?“ Ja, ist sie das? Ich habe keine Ahnung. Zwei Jahre stelle ich mir die Frage immer wieder, zwei Jahre, in denen mir der Name nicht mehr aus dem Kopf gehen will: Giselher. Wer bist du, was habe ich mit dir zu schaffen? Tatsächlich verbindet uns nichts, bis auf einen Namen – den Namen dieser Zeitung. Giselher, das ist der Verwandte, den man im Stammbaum findet und von dem man nie etwas gehört hat, das schwarze Schaf der Familie, vergessen vor einer Ewigkeit. Und zur Familie gehört Giselher, zumindest zu meiner beruflichen.

Vor fast sechzig Jahren wurde Giselher Wirsing Chefredakteur von „Christ und Welt“. Damals ist „Christ und Welt“ die auflagenstärkste Wochenzeitung der jungen Bundesrepublik, damals ist man wer als Chefredakteur dort. In den Sechzigern verliert „Christ und Welt“ plötzlich an Auflage. Es beginnt der Niedergang. Giselher kann ihn nicht aufhalten. 1970 geht er in Rente. Ein Jahr später fusioniert „CuW“ mit der „Deutschen Zeitung“, 1980 mit dem „Rheinischen Merkur“. Und obwohl die Redaktion noch aus Stuttgart nach Bonn, ins Herz der Macht, zieht, wird es nie wieder so sein wie in der guten alten Zeit.

Als ich im neuen Jahrtausend für den „Rheinischen Merkur“ meinen ersten Artikel schreibe, weiß ich nicht, dass die nächste Metamorphose des Blatts bevorsteht.

Ich werde Volontär, sogar Redakteur. Ich denke: Weil der „Merkur“ Geschichte hat, muss es ihn ewig geben. Und Tradition wird gepflegt dort. Keine Feier ohne Würdigung der Altvordern, keine Redaktionskonferenz ohne Bild des wichtigsten RM-Chefs über unseren Köpfen. Nur von Giselher Wirsing habe ich nie etwas gehört. Und dann gibt es den „Rheinischen Merkur“ nicht mehr. Was von ihm blieb, heißt nun Christ & Welt.

Sibylle Wirsing muss wissen, wer Giselher war. Seinen Namen hat die 76-Jährige nie aufgegeben. Und noch etwas haben Vater und Tochter Wirsing gemein: Beide sind Journalisten. Jahrelang schrieb Sibylle Wirsing für das Feuilleton der „FAZ“. Dünn, grau, verletzlich steht sie in ihrer Berliner Wohnung in Ku'damm-Nähe und schaut auf Giselhers Fotos vor ihr auf dem Tisch: „Ich habe meinen Vater nie wirklich gekannt“, sagt sie. Seine Bücher, ja, die hat Sibylle gelesen. Zum Teil seien sie schwer zu ertragen – so wie der Autor. Zum Teil.

Denn Giselher war nicht nur Chefredakteur von „Christ und Welt“, er hat auch eine Vergangenheit als einer der wichtigsten Publizisten des Dritten Reichs. Kurz nach Hitlers Kriegserklärung gegen die USA am 11. Dezember 1941 veröffentlicht Wirsing „Der maßlose Kontinent“. Der 400 Seiten dicke Essay wird zum Bestseller und zu einem Gründungsdokument des Antiamerikanismus. Am 11. März 1942 notiert Goebbels in sein Tagebuch: „Ich finde abends ein paar Stunden Zeit, in dem neuen Buch von Wirsing: ‚Der maßlose Kontinent‘ zu lesen?... Das Material, das er hier zusammenträgt, ist wahrhaft erschütternd. Roosevelt ist einer der schwersten Schädlinge der modernen Kultur und Zivilisation.“ Ein späteres Wirsing-Buch will Goebbels sogar verfilmen – mit Emil Jannings. Vielleicht hätte Jannings dann auch Sätze aus dem „Maßlosen Kontinent“ sagen müssen. Sätze wie diesen: „Wie überall, so ist auch das Judentum in den Vereinigten Staaten unfähig, aus den Fehlern zu lernen, die es in anderen Ländern gemacht hat.“ Oder: „Diese Unfähigkeit des jüdischen Elements zur substantiellen Wandlung muss immer wieder zu einer gewaltsamen Ausscheidung führen, sobald die Katalyse vollendet ist und der neue Stoff sich gebildet hat.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In jenen Jahren reist Giselher um die Welt und vergleicht die Welt mit Deutschland – ein Vergleich, den die Welt regelmäßig verliert. Für seine Familie hat er kaum Zeit. Nach dem Krieg bricht sie auseinander. Sibylle und ihre Schwester wachsen bei ihrer Großmutter auf. Giselher und seine Frau Ellen sind zu sehr damit beschäftigt, sich ein neues Leben aufzubauen, als dass sie sich um ihre Kinder kümmern könnten oder wollten. Während Ellen mit dem Blut-und-Boden-Schriftsteller Edwin Erich Dwinger, „einem notorischen Choleriker“, so Sibylle, ein neues Leben beginnt, heiratet Giselher die Journalistin und Indien-Expertin Gisela Bonn. Nur selten besucht er seine Töchter in jener Villa in Schweinfurt, in der er im Ersten Weltkrieg als Spross einer Fabrikantenfamilie aufwuchs. Sibylles erste Erinnerung an den Vater: das Knirschen des Kieses, wenn sein VW Käfer über die Einfahrt rollt und verschwindet.

Sibylle stellt Tee und Plätzchen auf den Tisch. Nein, Giselher sei kein herzlicher Mensch gewesen, sagt sie. Wenn er da ist, will er stets wissen, welche Musik seine Töchter hören – erlaubt ist Klassik, aber nur bis Schubert, kein modernes Zeug. „Einmal“, sagt Sibylle, „musste ich alle Balkan-Hauptstädte aufsagen.“ Sie weiß keine, Giselher schimpft. „Was regst du dich auf“, hätte sie am liebsten geantwortet, „du hast mir nie etwas beigebracht.“ Sibylle nimmt ein Foto, Giselher in den Sechzigern. Er sieht alt aus. Er schaut zur Seite. „Nie habe ich meinen Vater zur Rede gestellt“, sagt Sibylle. „Das ist der Makel meines Lebens.“

Obwohl natürlich nichts dagegen spreche, die Hauptstädte des Balkans zu kennen. Doch sie wie Giselher in seinem Buch „Zwischeneuropa und die deutsche Zukunft“ aus dem Jahr 1932 zum deutschen Machtraum zu subsumieren heiße, Wahrheit zu sehen, wo keine ist. „Was ich von Giselher gelernt habe? Wahrheiten sind relativ, Fakten sind es nicht.“

Das sind Fakten: Am 1. November 1938 wird Giselher Wirsing auf Empfehlung Himmlers Hauptschriftleiter der „Münchener Neuesten Nachrichten“. Einige Wochen zuvor machte Reinhard Heydrich, Chef des Sicherheitsdienstes (SD), ihn zum Hauptsturmführer der SS. Wirsing ist Nummer 310062. Zwei Jahre später die Beförderung: Wirsing ist nun SS-Sturmbannführer. In einer Beurteilung heißt es: „Dr.

Wirsing hat sich im Laufe der Zusammenarbeit mit dem SD als williger, fleißiger und außerordentlich wertvoller Mitarbeiter erwiesen.“

Wer sich heute auf die Suche nach Giselher begibt, merkt schnell: Er ist vergessen. Es gibt keine Biografie über ihn, keine Doktorarbeit. Nur vereinzelt findet sich sein Name in alten Zeitungsartikeln, in Büchern von Experten für Experten. Bücher über „Signal“ etwa, die Propagandazeitschrift für die besetzten Gebiete aus der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes und des Oberkommandos der Wehrmacht. Giselher wird 1945 Hauptschriftleiter bei „Signal“. Besetzte Gebiete gibt's da fast keine mehr, dennoch schreibt Giselher Durchhalte-Leitartikel. Nur wenige Jahre zuvor – Hitler hat fast ganz Europa erobert – war „Signal“ mit 2,4 Millionen verkauften Exemplare eines der erfolgreichsten Polit-Magazine der deutschen Pressegeschichte. Das Erfolgsrezept: Farbfotos von Landsern in Grau und Showstars in Tüll. So wird „Signal“ später zum Vorbild für das Wirtschaftswunderblatt „Quick“. Doch bevor das Dritte Reich Geschichte ist, nimmt Giselhers Karriere noch Rekordgeschwindigkeit auf. In einer letzten, bizarren Propagandaoffensive werden mit der V1 Tausende englischsprachige „Signal“-Ausgaben mit seinen Leitartikeln darin über den Kanal geschossen. In letzter Minute greift der NS-Journalist Giselher also noch nach den Sternen.

Aber will er überhaupt Journalist sein? Gerade in britische Gefangenschaft geraten, raunzt er, wie der „Spiegel“ in den Fünfzigern in einem Artikel über den Autor des „Maßlosen Kontinents“ berichtet, einen britischen Vernehmungsoffizier an: „Wissen Sie, mit wem Sie sprechen? Ich bin einer der bekanntesten deutschen Schriftsteller.“ Es dauert nicht lange, da kommt der „Schriftsteller“ ins Camp King nach Oberursel, ein US-Lager für Edel-Nazis mit Wellness-Haftbedingungen. Das Essen ist exquisit, es gibt Lesungen, abends wird getanzt. Fakt ist: Bald versteht sich Wirsing mit den Amerikanern so gut, dass die ihn auf Recherche durch Süddeutschland schicken, Arbeitsfrage: Wie kriegsmüde sind die Deutschen? Fakt ist: Der Autor des „Maßlosen Kontinents“, der einst den „Amerikanismus“ mit der „bolschewistischen Weltgefahr“ verglich, fordert nun im Camp King, Westdeutschland zu einem Staat der USA zu machen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sechzig Jahre später, mein Vorstellungsgespräch beim „Rheinischen Merkur“ – als Journalist müsse ich mir ein Wort merken, sagt mein Chefredakteur: „Haltung!“ Jeder Journalist brauche eine. Muss ich nun von Giselher lernen, dass das bedeutet, für jede Situation eine andere Haltung zu haben?

Vielleicht weiß Heinrich Stubbe, was Haltung ist, vielleicht weiß er, wer Giselher wirklich war. Stubbe war Chef vom Dienst unter Giselher. Später beim Rheinischen Merkur war Heinrich Stubbe dann für uns vor allem eins: Vorbild. Bei jeder Feier wird er vom Chefredakteur gewürdigt, ist er doch der einzige Redakteur von „Christ und Welt“, der es in die Ahnengalerie des „Rheinischen Merkur“ geschafft hat. Außerdem hat er eine ehemalige „Merkur“-Redakteurin zur Frau.

In ihrem gemeinsamen Haus im Zukunftsweg bei Bonn sitzt Stubbe im Wohnzimmersessel und atmet schwer. Er ist über 90. „Die Zeit“, flüstert er. „Sie müssen sie verstehen?... uns verstehen.“ Uns? Während Giselher seine Schreibtischfront gegen die USA eröffnet, kämpft Stubbe in Rommels Afrikakorps gegen die Alliierten. Er wird gefangen und überlebt den Krieg in einem französischen Lager am Rande der Sahara. Das muss hart sein, die Franzosen haben kein Land mehr, nur Wut, Wüste und Wehrmachtssoldaten. Nach dem Krieg gibt Klaus Mehnert, Vorgänger Giselhers bei „Christ und Welt“, Stubbe einen Job im Archiv. Mehnert ist ein Bestsellerautor der jungen Bundesrepublik, seine Bücher über die Sowjetunion gelten als Standardwerke. Giselher und er kennen sich lange. Als Mehnert bei den Nazis in Ungnade fällt und verhaftet wird, schreibt Giselher an Heydrich persönlich. Mehnert kommt frei, seitdem sind sie Freunde.

Doch nicht unter ihm, sondern unter dem Durchhalte-Krieger von „Signal“ wird Heinrich Stubbe Karriere machen. „Ich mochte Wirsing“, flüstert er. „Er war ein Gentleman.“ Warum aber war er nicht angewidert? Giselher half, den Krieg zu verlängern, den er führen musste, um später dann alles, was Stubbe in Nordafrika zu verteidigen glaubte, wofür er verwundet wurde, sodass man die Narbe auf seiner Stirn noch heute sieht, an die Amerikaner zu verschenken. Der Chef vom Dienst lächelt. „Wer war unschuldig damals?“ Man habe ein Land aufbauen müssen. Dazu brauchte es Männer – Männer wie Wirsing. Und Haltung zählt nichts? Heinrich Stubbe winkt

ab. Er schaut aus dem Fenster. Dort ist nichts, nur Wiese, Sommer und die alte Hauptstadt am Horizont. „Was Wirsing gemacht hat“, flüstert er, „das war?... klug.“

Ein leeres Wachhäuschen vorm Bundestag, der Bronze-Adenauer mit Schnee auf dem Kopf, die Langeweile der Provinz, der Mief nach alter Republik – das ist Bonn, und ich darf das sagen. Dort wurde ich geboren im deutschen Herbst 1977. Und das ist Berlin: Unter den Linden trinken schöne Menschen in der Sonne Bubble-Tea. Im Café Einstein ist es kühl. Nur ein Politiker mit Norbert-Röttgen-Gedächtnisbrille sitzt in der Ecke und spielt mit seinem Blackberry. Einen Tisch weiter hat Peter Jochen Winters, 78, Apfelstrudel bestellt. Dreißig Jahre war Winters bei der „FAZ“, vorher arbeitete er für Giselher als Politikredakteur. Für seine Berichterstattung über den Auschwitz-Prozess in „Christ und Welt“ gewann er 1965 den Deutschen Journalisten-Preis. Dabei wurde der Holocaust in den Fünfzigern in „Christ und Welt“ noch erfolgreich verdrängt. Das Leid der Kriegsgefangenen, die Flucht, die Gefallenen, sie alle wurden da medial beklagt. Kaum ein Wort jedoch über deutsche Verbrechen.

Den Alliierten gefällt das gar nicht: Vor 1949 wollen sie „Christ und Welt“ sogar verbieten. Auch weil die Redaktion durchsetzt ist mit ehemaligen Mitarbeitern der Presseabteilung des Auswärtigen Amts, gilt „Christ und Welt“ ihnen als „under cover Nazi-paper“. Und dann das: Fakten, Fakten, Fakten über Auschwitz. Und das unter Wirsing. Ist es Läuterung, das Zulassen der Schuld, auch der eigenen? Peter Jochen Winters schiebt sich Strudel in den Mund: „Nein, es war Schwäche.“ Ob als Chef oder als Mensch, Giselher sei schwach gewesen. Wurde er herausgefordert, so Winters, gab er nach. „Beim Auschwitz-Prozess etwa habe ich gesagt: Ich berichte und Sie redigieren mir nicht rein.“ Wirsing akzeptiert. Welcher Chef lässt so mit sich reden?

Im Blatt schlägt sich diese Schwäche nicht nieder, da gibt Giselher wie eh und je den meinungsstarken Leitartikler. Was bleibt ihm auch übrig, das ist es, was er kann: den Lesern, und vor allem den Politikern unter ihnen, sagen, was zu tun ist. Giselher will Königsflüsterer sein. Selbstzweifel stören da nur; das gibt's bei Leitartiklern öfter. Da werden unbequeme Fakten oder Themen gerne ausgespart. So schreibt Giselher

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

kaum über Innenpolitik oder das Dritte Reich. Asien, Afrika, die Nato, die Freundschaft mit den USA, der böse Kommunismus, das sind seine Themen. Die Vergangenheit ist seine Schwäche. Sie macht ihn angreifbar, und er scheint es zu wissen.

Lange geht das gut, lange fordert Giselher niemand heraus. Dabei sitzt bei jeder Konferenz mit ihm die Vergangenheit am Tisch. Doch keiner sieht es, will es sehen. Man hat mit der Zukunft schon genug zu tun, auch mit der eigenen. Ehrgeiz kann blind machen – das gilt für alle Zeiten. Im Jahr 2004 sitze ich unterm Dach im Archiv. Büros gibt's nur für Redakteure. Hierhin verirrt sich niemand. Überall Regale voller Bücher, Akten, vergilbtes Papier. Es riecht muffig, im Sommer ist es brüllend heiß. Dort schreibe ich meinen ersten Artikel. Um mich Vergangenheit, auch die von „Christ und Welt“. Aber ich sehe sie nicht, sehe nur meinen Artikel und nach ihm den nächsten. So erschreibe ich mir mein Redakteursbüro. Dass es das Kabuff, den Muff, das ganze Archiv irgendwann nicht mehr gibt, werde ich nicht mal bemerken. Noch ein Satz aus dem Vorstellungsgespräch: „Ein Journalist schaut stets nach vorn.“ Zum Glück sind nicht alle so.

1960 wird Peter Jochen Winters Redakteur bei „Christ und Welt“. Er gehört zu den „Jungtürken“, die sich Giselher in den Sechzigern ins Haus holt, junge kritische Journalisten, mit denen „CuW“ wieder an den Zeitgeist andocken soll. Und was macht Winters? Kritisiert seinen Chef. Immer wieder fragt er ihn nach der SS-Mitgliedschaft, nach dem „Maßlosen Kontinent“, nach der Wahrheit. Doch statt Winters zu maßregeln, bindet Wirsing ihn enger an sich, diskutiert mit ihm, will ihn überzeugen. Giselher sucht den Prozess, er will den Freispruch. Die SS-Mitgliedschaft? Nur ehrenhalber. Auschwitz? Von solchen „Exzessen“ will Giselher nichts gewusst haben. „Aber er war Journalist“, sagt Winters. „Sein Geschäft waren Fakten, wenn es einer wusste, dann er.“ Fakt ist: Giselher war Mitarbeiter an Alfred Rosenbergs Institut zur Erforschung der Judenfrage. Kurz zuvor hatte er das antisemitische Pamphlet „Engländer, Juden, Araber in Palästina“ veröffentlicht. Fakt ist: Als das Ende naht, schreibt er für Walter Schellenberg im Reichssicherheitshauptamt die Egmont-Berichte, geheime Lageeinschätzungen zum verlorenen Krieg, mit denen Himmler dazu gebracht werden soll, einen Separatfrieden zu schließen. Fakt ist: Giselher wusste

viel mehr als der Mann auf der Straße. Wie konnte er übersehen, was unübersehbar war?

Jahre vergehen. Winters und Wirsing diskutieren weiter. Und dann, als der Alte den Jungen wieder nicht überzeugt, klingelt nachts bei Peter Jochen Winters das Telefon: „Ich erschieße mich jetzt!“ „Das war kein Witz“, sagt Winters. Ausgerechnet er habe sie seinem Chef ausreden müssen, die bedingungslose Kapitulation.

Aber Giselher kann nicht immer so gewesen sein, so schwach. Wer eine Bilderbuchkarriere im Dritten Reich macht, muss seine Ellenbogen einzusetzen wissen. Peter Jochen Winters vermutet: „Danach ist etwas passiert mit ihm – damals in Bad Nenndorf.“

Das britische Internierungslager Bad Nenndorf ist die wichtigste Station in Giselhers Gefangenschaft. Hier wird nicht getanzt, hier wird, wie bereits 1948 öffentlich wird, gefoltert; ein Einzelfall und dennoch eines der dunkelsten Kapitel alliierter Besatzungsgeschichte. Neonazis machen Bad Nenndorf später zur Wallfahrtsstätte wider den Angloamerikanismus. Was Giselher hier erlebt, weiß nur er selber. Doch es existiert ein Foto, es zeigt ihn wieder in Freiheit: Die Lippen sind aufeinandergepresst, der Blick ist leer. „Er war ein gebrochener Mann“, sagt Winters, es klingt, als mache er eine Bemerkung übers Wetter.

Und doch gibt es nach 1945 kaum einen Mächtigen, den der „Gebrochene“ nicht kennt. Mit Indira Gandhi und Pandit Nehru ist er befreundet, vielen afrikanischen Potentaten schüttelt er die Hand. Auch daheim ist er bestens vernetzt. „Vor de Gaulles Deutschlandbesuch“, erzählt Winters, „schrieb Wirsing einen Leitartikel, schickte ihn Adenauer und fragte, ob er nicht seinen Namen drübersetzen will.“ Adenauer findet das in Ordnung. Und das ist es auch in den Fünfzigern. Da geben bei Adenauers Tee-Runden Journalisten Tipps, wie man Journalisten dazu bringt, zu schreiben, was man will. Für Giselher sind es goldene Zeiten. Doch dann kommt der Knall.

Am 26. Oktober 1962 besetzen Polizisten die Redaktionsräume des „Spiegels“ in Hamburg. „Spiegel“-Gründer Rudolf Augstein muss in Untersuchungshaft. Alle Medien verbünden sich mit ihm, nur „Christ und Welt“ nicht. Immer wieder hat der „Spiegel“ zuvor über Giselhers Vergangenheit berichtet. Rudolf Augstein persönlich

nennt ihn einen „Gesinnungsakrobaten“. Am 9. November 1962, dem Jahrestag der Reichspogromnacht, schlägt Giselher per Leitartikel zurück. Darin bescheinigt er der studentischen Jugend „totalen Nihilismus“ und schreibt über Augstein: „Ein berühmt gewordenes Buch handelt vom Hitler in uns selbst. Es gibt auch einen Augstein in uns selbst. Das ist bestimmt kein Massenmörder, er löst nur jedes Gemeinwesen wie ätzende Lauge auf.“

Eine Ironie der Geschichte: Immer wusste Giselher, wo die Macht ist und wie man sie umgarnt, und nun sieht er nicht, dass vor seiner Nase eine neue entsteht: Medien, die die Macht kritisieren.

Sie formiert sich sogar in seiner Redaktion. 23. November 1962, Revolte der „Jungtürken“: Winters und ein Kollege schreiben einen Artikel, in dem sie sich von seiner Haltung, nicht jedoch von Giselher persönlich distanzieren: „Dieser deutschen Jugend“, heißt es da, „liegt nichts ferner, als etwaigen Landesverrat gutzuheißen. Worum es ihr geht, sind vielmehr Rechtsstaat und Demokratie.“

Der Artikel ist das Ende. Auch wenn Giselher noch Jahre im Amt bleibt, hat er nun die Meinungsführerschaft verloren. Wer nimmt ihn jetzt noch ernst? Hinter seinem Rücken nennt man ihn den „Gilb“, nach dem Schmutzteufel aus der Werbung. Giselher ist gezeichnet. Beim Färben ist ihm einst ein Missgeschick passiert, seitdem leuchtet sein Haar in schönstem Gelb – und das für immer. Ein hartnäckiger Dreck auf deutschen Gardinen, das ist der Gilb der Werbung. Wer mit ihm fertig werden will, braucht reichlich Gardinen-Neu. Ist es das, was seine Umwelt nun in Giselher sieht: einen Schandfleck der Geschichte? Sehnt man sich bei „Christ und Welt“ nach einem Mittel, um mit ihm fertig zu werden?

1970 ist es so weit. Ein Jüngerer wird Chefredakteur, einer, der sich nicht mit brauner Vergangenheit bekleckern konnte, der halb so alt ist wie Giselher. Der wird nie wieder für „CuW“ schreiben. Durch die Fusion mit der „Deutschen Zeitung“ verschwindet sogar der Name „Christ und Welt“ aus dem Titel. „Das Wort ‚Christ‘“, so Verlagsdirektor Erwin Haupt, „verliert immer mehr an Bedeutung – wir bieten hier etwas an, was nicht mehr verlangt wird.“ Es ist, als hätte es „Christ und Welt“ und den Gilb nie gegeben.

Das letzte Foto, Sibylle schaut es lange an. Giselher als Jugendlicher. Er ist blond, ernst, er trägt kurze Hosen. „Mein Vater war ein Schreibtischtäter“, sagt Sibylle. „Kann so jemand ein guter Mensch sein?“ Sie legt das Foto weg. „Das ist alles. Genug Erinnerungen.“ Dann, nach einer Ewigkeit, sagt sie: „Eine noch, eine letzte.“ Doch von der gibt es kein Foto.

Fünf Jahre ist Giselher in Rente. Die Zeitung, deren Chef er war, gibt es nicht mehr. Keine andere druckt ihn. Ein letztes Mal will Giselher jemand sein. Er veranstaltet ein Fest und hält eine Rede auf Französisch. Die Sprache der Männer von Welt; er beherrscht sie kaum. Giselher schwitzt, stockt, stürzt und steht nicht mehr auf. Die Ärzte sagen, es sei ein Schlaganfall. Aber er lebt noch. Seine Frau Gisela bringt ihn ins Krankenhaus. „Ein Bekannter hat mich angerufen“, erinnert sich Sibylle. „Der Bekannte sagt: Wenn du deinen Vater noch sehen willst, dann komm.“ Eigentlich will sie nicht, doch sie kommt. Sie steht an seinem Bett. Nur Sibylle ist da und ihr Mann und Gisela und Giselher, den nichts, aber auch nichts weißwaschen konnte. Seine gelben Haare liegen vor ihr auf dem Kissen. „Eins noch“, sagt er; es sind letzte Worte, er sagt sie auf Französisch: „L'obéissance du clerc – der Gehorsam des Schreibers. Nimm dich in Acht davor!“

Hast du bereut, Giselher? Kann ich das glauben? Oder will ich es nur? Was weiß ich schon über dich? Wir beide sind Schreiber. Darüber hinaus haben wir wenig gemeinsam. Lernen von dir kann ich nichts bis auf eines: Die Wahrheit ist manchmal das, was wir aus ihr machen.

Der letzte Zar

Der Verleger Alfred Neven DuMont hat einen Roman über eine gestörte Vater-Sohn-Beziehung geschrieben und sorgt sich auch im wirklichen Leben um sein Vermächtnis in einem der ältesten Zeitungsunternehmen Deutschlands.

Alexander Osang, Der Spiegel, 10.10.2011

Sein Buch ist gerade erschienen, und Alfred Neven DuMont, der große, alte Verleger, war heute Vormittag schon in ein paar Kölner Buchhandlungen, um nachzuschauen, wo es liegt. Er hat es nicht gefunden. Er kann sich nur noch auf sich selbst verlassen. Seine Zeitungen beispielsweise haben bereits am Erscheinungstag Besprechungen gedruckt. Der "Kölner Stadt-Anzeiger", die "Berliner Zeitung", die "Frankfurter Rundschau", die "Mitteldeutsche Zeitung". Die waren alle gut. Im "Stadt-Anzeiger" hat ihn ein emeritierter Germanistikprofessor mit E. T. A. Hoffmann verglichen. Er kann aus den Rezensionen zitieren, er redet über sie wie über Geschenke, die er eigentlich nicht annehmen kann, mit freundlichem, großväterlichem Ton tadelt er das Lob seiner Untergebenen, irgendwann merkt er das und teilt mit, dass er eigentlich gar nicht über sich reden wolle.

Alfred Neven DuMont steht im Foyer seines Hauses in der Nähe von Köln. Das Haus wirkt überraschend klein, er überraschend groß. Er trägt einen gepflegten Schnurrbart und eine Hausjacke von Yves Saint Laurent. In der Hand hält er nicht sein Buch, sondern die Erinnerungen eines Künstlers, der bei einem Überfall in New York sein Augenlicht verloren hat. Darüber sollte man schreiben, erklärt er. Das wirkt seltsam heute am Erscheinungstag seines Romans, aber vielleicht ist er einfach so unsicher und dünnhäutig, wie man eben ist, wenn das Buch, das man geschrieben hat, unter die Leute kommt.

Alfred Neven DuMont weiß, dass er kaum über sein Buch reden kann, ohne über seinen Sohn Konstantin zu reden. Das Buch heißt "Vaters Rückkehr" und beschreibt

eine übermächtige Vaterfigur, die sich in das Leben des Sohns drängt(*). Der Sohn ist ein erfolgreicher Bankmanager mit einer glücklichen Kleinfamilie, bis an seinem 42. Geburtstag plötzlich sein Vater auftaucht, von dem er immer behauptet hatte, er sei tot. Obwohl der Vater bereits über 80 Jahre alt ist, wirkt er jünger, charmanter und auch fitter als der Sohn.

Es entwickelt sich ein Duell zwischen Vater und Sohn, und man denkt an die öffentliche Auseinandersetzung, die im vorigen Jahr um die Führung des Verlagshauses M. DuMont Schauberg geführt wurde. Alfred Neven DuMont hatte seinen Sohn Konstantin als Nachfolger eingesetzt. Aber der Sohn wirkte von dieser Aufgabe zunehmend überfordert. Als er darauf hingewiesen wurde, attackierte er in der Öffentlichkeit die Führung des Verlags und am Ende auch seinen Vater. Die Medien begleiteten den Streit in einer der ältesten deutschen Zeitungsdynastien wie eine Soap Opera. Am Ende wurde Konstantin vom Hof gejagt. Die Erklärung dazu unterzeichnete Alfred.

Es war wie im Roman: Vater kehrte zurück.

Alfred Neven DuMont bittet in den Wintergarten, wo ein Teller mit Käsekuchen wartet. Seine Frau Hedwig serviert Tee. Sie reden über den Kuchen, den Tee, über das Buch des blinden Künstlers und auch über den Kriminalroman, den Hedwig Neven DuMont soeben veröffentlicht hat. Alfred Neven DuMont erklärt, dass seine Frau ein viel interessanterer Gesprächspartner sei als er. Sie lächelt ihn an wie ein störrisches Kind.

"Lass mal", sagt sie. "Ich glaube, das wird ein gutes Gespräch."

Dann nimmt sie die Teekanne und zieht sich zurück. Alfred Neven DuMont sieht ihr hinterher. Seine Frau ist eine helle, beinahe durchsichtige Erscheinung, sie entstammt einem alten österreichischen Adelsgeschlecht, und es gibt Leute in seinem Verlag, die behaupten, dass er auf niemanden höre wie auf sie. Als die "Berliner Zeitung" vor einem Jahr in einer Kolumne den Adel kritisierte und damit ja womöglich auch seine Frau Hedwig, soll Neven DuMont gefordert haben, dass die Kolumnistin nie wieder eine Zeile in einer seiner Zeitungen schreiben dürfe. Die Chefredakteure protestierten, und irgendwann ließ er sich von ihnen überzeugen. Alfred

Neven DuMont ist 84 Jahre alt, seine Firma ist zu groß und zu unübersichtlich geworden, um sie vollstän-

dig zu kontrollieren. Aber es ist schwer, das zu akzeptieren.

In seinem Roman zieht sich der Vater am Ende zurück, im richtigen Leben funktionierte das so nicht.

"So", sagt er, steht auf und beginnt durch sein Haus zu laufen, das ähnlich wie sein Unternehmen aus verschiedenen Anbauten besteht. Ab und zu bleibt er vor einem Bild stehen. Ein großer Picasso, ein Kandinsky, ein Polke, dessen Wert, wie er sagt, auf unfassbare Weise gestiegen sei. Als er schließlich auf einem hellen Sofa in einem hohen gläsernen Raum sitzt, ist ein Kontext erschaffen zu dem Buch, das er veröffentlicht hat, und all den unschönen Querelen um seinen Sohn, und Alfred Neven DuMont scheint die Kontrolle über seine Geschichte zurückerobert zu haben. Es ist wieder eine Erfolgsgeschichte.

Er beginnt einen Kurzvortrag über den Unterschied zwischen dem literarischen und dem journalistischen Schreiben, der ihn über eine Rezension zum Roman von Josef Bierbichler, die er gerade gelesen hat, zur Familie Bierbichler führt, die er seit langem kenne, von da zur Mentalität der bayerischen Ureinwohner, zum Baron zu Guttenberg, dessen Familie er ebenfalls gut kenne, und von dort, über sein wohltätiges Engagement in Afrika, zu seinen journalistischen Anfängen in Hamburg, als Gerd Bucerius noch ein normaler Mensch war und Henri Nannen noch ein junger Mann. Er beschreibt seine erste Begegnung mit Axel Springer, bei der beide zufällig das gleiche beigefarbene Tweedjackett trugen, was Springer mehr schockierte als ihn, weil der Axel, wie er sagt, auch starke weibliche Züge hatte.

Am Ende seiner Ausführungen betont er, dass er den Roman "Vaters Rückkehr" beendet habe, bevor die Streitigkeiten mit seinem Sohn begonnen hätten. Das eine habe mit dem anderen nichts zu tun. Seine Sekretärin könne das bezeugen.

Es ist eine zehnminütige Reise durch die ganze Welt. Bierbichler, Springer, Afrika und eine Sekretärin. In seinem Verlag bedauern manche Manager, dass der alte Mann immer ohne Manuskript zur Belegschaft spreche und so mitunter etwas unkonzentriert wirke.

Alfred Neven DuMont aber macht nicht das, was irgendwelche Manager von ihm erwarten. Er schafft sich ein Podest, von dem aus er redet. Von einer bestimmten Anhöhe aus ist es egal, was man sagt. Hauptsache, man spricht. Er verhält sich wie ein König, und die ganze Reise um die Welt soll sowieso nur den letzten Satz vorbereiten.

Sein Roman hat nichts mit seinem Sohn zu tun.

"Ich habe angefangen, Bücher zu schreiben, um mich aus dem Sog des großen Hauses zu befreien", sagt Neven DuMont. "Man arbeitet und arbeitet. Und plötzlich sind da 4200 Beschäftigte. Das ist schon ein Moloch, den ich da geschaffen habe. Das ist manchmal auch erschreckend. Aber man kann das nicht wegscheuchen. Der Axel Springer ist daran beinahe zerbrochen, an der Größe seines Riesenkonzerns. Der wollte das loswerden, im Alter. Glücklicherweise bin ich nicht so beschaffen. Es muss irgendwie weitergehen. Wir sind schon eine kuriose Sippe. Ich bin ja die elfte Generation. Immer wieder war einer da, der das Unternehmen durch die Zeit gehauen hat."

Er lächelt, und man muss an das weiße Banner denken, das im gläsernen Foyer des Neven- DuMont- Hauptquartiers von der Decke hängt. Da sind die Namen der Vorväter aufgelistet, die das Zeitungshaus durch die Zeiten trugen. Unten ist noch Platz.

Alfred Neven DuMont hatte drei Kinder. Markus, sein älterer Sohn, hatte nie Interesse am Verlag, er war ein Künstler, wurde krank und starb früh. An die Tochter Isabella dachte er zunächst nicht, weil man, wie er sagt, nicht an Frauen dachte, damals. Es blieb Konstantin, ein Wirrkopf manchmal, aber voller Ideen. Der Sohn verbrachte ein paar Jahre an der Universität von Oregon in Eugene, und vor allem traute er sich zu, das Erbe des Vaters anzutreten. Das Blut konnte weiterfließen.

Er setzte den Jungen ein und übersah lange, dass der wie der tollpatschige Koch aus dem Zeichentrickfilm "Ratatouille" durch die Zeitungslandschaft stolperte.

Konstantin Neven DuMont hielt vor den Belegschaften Vorträge, in denen er großmännisch die Zukunft der Zeitung verkündete, er rief seine Lieblingsfloskel "Paid Content" in die Säle wie eine Zauberformel, er trug seinen Abschluss in Eugene vor sich her wie ein Harvard- Degree und reinigte während eines Geschäftsessens sein Gebiss mit Zahnseide. Er sei süchtig nach Öffentlichkeit gewesen, sagt jemand, der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ihn häufig erlebt hat, und es sei ihm egal gewesen, ob es sich dabei um ein Internetforum gehandelt habe, an dem nur zehn Leute teilnahmen, oder um einen Verlegerkongress.

"Er sprühte ja, aber es war wohl nicht so geordnet", sagt Alfred Neven DuMont. Manchmal rief er nach einem Auftritt Konstantins an und fragte einen der Zuhörer, wie er gewesen sei. Aber er wollte eigentlich nur hören, dass er gut war.

"Vielleicht wollte man mich schonen. Vielleicht war ich ja auch gar nicht in Deutschland, als sich die Dinge überschlugen", sagt er. "Der Ausbruch meines Sohns kam überraschend und auch unabgesprochen. Ich war von den Socken. Ich war sprachlos. Es hat mich überrollt."

Als die Zeitungen im Land über die bizarren Auftritte Konstantins zu berichten begannen, versuchte Neven DuMont, das Feuer über seine alten Verbindungen auszutreten. Er rief die Leute an, die er kannte, und bat um Nachsicht mit dem verwirrten Kind. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Rudolf Augstein, Henri Nannen und Axel Springer waren tot. Er kontaktierte Mathias Döpfner, den Springer- Vorstandsvorsitzenden, und beklagte sich, "sehr zart", wie er sagt, über die Berichterstattung der "Bild"- Zeitung, die die Familienfehde besonders genüsslich ausbreitete.

"Der Döpfner ist ja ein netter Mann, der hatte Verständnis", sagt Alfred Neven DuMont. "Aber ich weiß nicht, ob der bei der ‚Bild‘- Zeitung überhaupt etwas zu sagen hat. Wenn der Axel noch gelebt hätte, hätte ich ihm gesagt: ‚Hört mit der Schweinerei auf, der Junge ist nicht bei Sinnen‘. Dann wäre am nächsten Tag Schluss gewesen. Aber das sind jetzt alles Manager, keine Verleger mehr. Ich bin doch einer der letzten Mohikaner. Es ist vorbei."

Es falle dem alten Neven DuMont schwer, sich mit der neuen Ordnung in der deutschen Zeitungslandschaft anzufreunden, sagt jemand aus dem Verlag. Er spreche nur mit Leuten auf Augenhöhe. Mit anderen Zeitungskönigen. Mit dem Ebner von der "Südwest- Presse" oder mit Dieter von Holtzbrinck. Als er nach langem Ringen die "Berliner Zeitung" kaufen konnte, habe sich Neven DuMont geweigert, direkt mit dem britischen Investor Montgomery zu verhandeln, weil er den "fies" gefunden habe.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mit den alten Kontakten bekam Alfred Neven DuMont den Konflikt nicht unter Kontrolle. Die Chefredakteure und Geschäftsführer begannen zu rumoren, weil sie den Eindruck hatten, in aller Öffentlichkeit lächerlich gemacht zu werden. Seinen Sohn erreichte er nicht mehr. Konstantin sprach mit der "Bild"- Zeitung, die in Köln der schärfste Konkurrent der DuMont- Gruppe ist. Er hatte keinen Verbündeten im Haus mehr, sagt ein Mitarbeiter. Sein Vater Alfred aber schwieg. Er wollte sich nicht auf einen öffentlichen Streit mit seinem Sohn einlassen, weil er das als Familienangelegenheit betrachtete. Irgendwann drängten ihn seine leitenden Mitarbeiter, den Sohn zu beurlauben und eine Erklärung abzugeben. In einer innerbetrieblichen Depesche wandte er sich an die DuMont- Belegschaft, die sich las wie das Kommuniqué eines afrikanischen Stammesfürsten in großer Not.

Sein Sohn sei beurlaubt worden, seine Ämter ruhten, vieles, was in den Zeitungen stand, habe "einen gewissen Wahrheitsgehalt", er wolle dazu nichts weiter sagen, Sorgen seien "nicht angebracht", er sei gesund. Abschließend teilte er seinem Volk "nicht ohne Humor" mit, "dass Sie mich noch eine Zeitlang ertragen müssen". Man ahnt die Schmerzen, unter denen diese Erklärung abgegeben wurde, und sie sind auch jetzt, ein knappes Jahr später, immer noch da.

"Vielleicht hätte ich das nicht schreiben sollen", ruft Alfred Neven DuMont und schlägt mit der Hand auf die Sofalehne.

"Da hat mein Herz wirklich geblutet. Ich hab ja nur diesen Sohn, den anderen habe ich verloren. Söhne sind Söhne. Er hat mir wahnsinnig leid getan. Aber wenn man so ewig einem Unternehmen vorsteht, ist es auch wie ein Kind. Und als der Konstantin anfing, das Unternehmen zu attackieren, den Vorstand, unsere Chefredakteure, da kam ich natürlich in eine Zerreißprobe. Ich kann nicht das eine Kind vom anderen attackieren lassen und dazu schweigen. Man muss ja als Vater Gerechtigkeit walten lassen. Und wissen Sie was? Die 'Bild'- Zeitung hat mit ihrer ganzen persönlichen Kampagne in Köln nicht ein Zeitungsexemplar mehr verkauft. Ich hab das nachgerechnet."

Er strahlt, als sei das ein gutes Ende der Geschichte. Aber natürlich ist da keine Moral. Man kann eine Zeitung schlecht mit einem Kind vergleichen. Und so redet er weiter.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Ich hab ja gemerkt, dass er schwere Probleme mit sich hatte, aber dass ein Mensch, der einem so nah ist, nicht mehr zu kontrollieren ist, hat mich verzweifeln lassen. Er hat auch nicht mehr auf meine Frau gehört. Vielleicht hätten wir strenger sein müssen, als er ein Kind war. Ich weiß nicht", sagt Neven DuMont, schweigt einen Moment, sieht aus dem Fenster und sagt: "Was mir viel Freude macht, ist der Garten. Die Natur ist auch was Schönes."

Seine Rede treibt zu einem deutschen Spitzenkoch, der gleich um die Ecke wohnt und den er kürzlich nach einem Abendessen küsste, weil es so gut geschmeckt hatte. Ein Kuss, den er vor 20 Jahren auch noch nicht verteilt hätte, aber das Alter, es habe auch seine Vorzüge. Auch im Umgang mit Frauen. Die Jugend sei ja keineswegs nur fröhlich. Er erwähnt einen befreundeten Urologen. Der Mann habe ihm freudig mitgeteilt, dass sein Sohn auch Arzt werden wolle.

"Der Wunsch steckt drin in einem Vater, dass der Sohn einem folge", sagt er. "Aber letztlich leben wir in Zeiten, wo nichts mehr Bestand hat. Wir Deutschen haben ja immer wieder alles zusammenbrechen sehen."

Er taucht in die Vergangenheit, in das Jahr 1969, als er mithalf, die sozial-liberale Koalition auf den Weg zu bringen. Als die Liberalen noch große Ideen hatten und großes Personal und nicht so ein armseliger Haufen waren wie heute, sagt er. Er habe an Willy Brandt geglaubt, die Lichtgestalt, und das auch in Leitartikeln geschrieben. Sie hätten ihn, den Verleger, als Nestbeschmutzer beschimpft, aber er habe die politische Veränderung gewollt, weil das Land erstarrt gewesen sei und keine Luft mehr zum Atmen gehabt habe. Und dann erzählt er noch, wie er mit der Hilfe von Hans-Dietrich Genscher, mit dem er das Geburtsjahr teile, nach dem Mauerfall die "Mitteldeutsche Zeitung" aus Halle an der Saale ergattert habe. Es sind Geschichten von Neuanfängen, und man spürt, wie das Leben in ihn zurückkehrt, während er sie erzählt.

Er trieb einmal die Zeit vor sich her. Er bestimmte, was passierte. Im Kleinen wie im Großen. Wenn in Köln der Oberbürgermeister gewählt wurde, trafen sich die Kandidaten vorher bei ihm zum Essen. Zu seinem 80. Geburtstag redete die Kanzlerin. Weil er den Koch aus dem Nachbargarten so mochte, interviewte er ihn, und seine Zeitungen druckten das. Er kaufte die Mehrheit an der "Frankfurter Rundschau", weil

er sie interessant fand. Er sah sich gar nicht richtig die Zahlen an. Er dachte, das kriegen sie schon hin. Jemand sagte ihm, dass sie das Format verkleinern sollten. Das klang gut, half aber auch nichts. Die Zeitung sah schön aus, aber sie verkaufte sich immer schlechter. Es gab neue Ideen, jeder redete, alles rauschte. Man konnte nicht mehr mit einem Anruf oder einem Leitartikel ins Getriebe greifen wie früher. Die Zeit trieb ihn jetzt vor sich her.

Sein Medium sei das Fax, sagen sie im Verlag. Seine Schrift sei Arial, 12 Punkt. Er habe keinen realistischen Blick in die Zukunft. Die Frage ist, ob den überhaupt jemand hat, nur weil jetzt auch viele ältere Verlagskollegen begeistert auf ihren iPads herumtippen, als hätten sie die Weltformel geknackt.

Am Ende vertraute er seinem Sohn, weil er ihm am nächsten war.

Es könnte sein, dass seine Familientragödie mit der Tragödie der Zeitungslandschaft zusammenhängt. Die Geschichte von Vater und Sohn ist womöglich nur ein Beispiel für den schweren Übergang der guten alten Zeitung in die schnelle neue Zeit. Er wolle jetzt erst mal keine weiteren Zeitungen kaufen, sagt Neven DuMont. Er hat auch die Farm in Maryland verkauft und die Wohnung in London. Das wurde alles zu viel. Der Vater in seinem jüngsten Roman reist mit leichtem Gepäck durchs Leben.

Vor ein paar Monaten hat Alfred Neven DuMont den Sohn durch seine Tochter Isabella ersetzt, die früher mal zwei Pferdemagazine verantwortete und sich zuletzt um einen Kletterpark kümmerte, den sie zusammen mit ihrem Ehemann betreibt.

Sein Sohn sitzt zu Hause und kommentiert über Facebook die Weltlage und das Wetter. Alfred Neven DuMont hofft, dass der Sohn sich beruhigen wird. Ab und zu telefonieren sie miteinander, aber es sei so, dass der Junge ununterbrochen rede, manchmal eine Stunde lang, manchmal zwei, und irgendwann kämen die Vorwürfe. Konstantin müsse begreifen, dass er eine Schuld an seiner Lage trage. Erst dann könne er wieder neu beginnen.

Er weiß nicht, ob der Sohn das Buch gelesen hat. Aber der Vater hat ihm, kurz bevor es herauskam, mitgeteilt: Es ist nichts über dich.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Isabella ist gut im Haus angenommen worden. Sie ist ja das Gegenteil von Konstantin, ruhig, freundlich, besonnen. Ich werde sie zum Zeitungskongress nach Berlin schicken, damit sie sich ein paar Leuten vorstellen kann. Da kann sie der Frau Merkel die Hand schütteln", sagt er.

Draußen wird es langsam dunkel. Der Herbst kommt, und Alfred Neven DuMont schaut jetzt abends oft in den Kamin.

"Das Feuer", sagt er, "ist immer anders. Das ist mein Fernseher."

Fünf Tage später, als der Zeitungskongress in Berlin beginnt, ist Alfred Neven DuMont bereits auf Mallorca, wo er ein Kastell in den Bergen besitzt. Er will mit seiner Yacht nach Menorca fahren, ein bisschen die Sonne genießen und an seinem nächsten Roman arbeiten. Sein Name steht auf der Teilnehmerliste des Kongresses, aber er weiß, dass er nichts verpasst. Er kennt sie ja alle, die Männer mit den grauen Haaren und den schwarzen Anzügen, die sich im Kongresssaal des Hotel Maritim in der Friedrichstraße versammelt haben. Helmut Heinen, der Chef des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger, ist seinem Haus eng verbunden. Er weiß, was von den Kongressteilnehmern zu erwarten ist, und auch, was nicht.

Helmut Heinen spricht in seiner Rede über die deutschen Zeitungen im Zeitalter von Google und Facebook. "Wir akzeptieren selbstverständlich den Wettbewerb mit den Riesen dieser digitalen Welt", sagt er, und es klingt, als griffen die Außerirdischen an. Hinter ihm steht das Motto des Kongresses. "Kleine Welt - große Player - Wer bestimmt die Regeln?" Draußen rumpelt Berlin- Mitte. Isabella Neven DuMont sitzt in der zweiten Reihe, eine der wenigen Frauen zwischen all den Anzügen. Sie spricht kurz mit Mathias Döpfner und hört sich die Rede von Angela Merkel an, die zu den Zeitungsmenschen spricht wie zu einer Gruppe verunsicherter Kinder.

"Für Sie als Zeitungsverleger ist es geradezu lebenswichtig, am Puls der Zeit sein zu können", sagt die Kanzlerin. Wegen der rasanten globalen Entwicklung stelle sich die Frage: "Ist Ihre Branche getriebene oder treibende Kraft des Wandels?" Der Kongress schweigt, die Entscheidung scheint lange gefallen zu sein. Am Ende ihrer Rede sagt Merkel noch: "Ich lese immer wieder gern Zeitung." Dann rauscht sie mit

ihrem Gefolge aus dem Saal, wenig später geht auch Isabella Neven DuMont nach Hause.

"Das war schon eine seltsame Veranstaltung", sagt Isabella Neven DuMont ein paar Tage später. "Irgendwie männlich und auch ein wenig altmodisch. Die paar Frauen, die da waren, waren meistens nur die Begleitung der Männer. Besonders wohl habe ich mich da nicht gefühlt, aber ich kannte die meisten natürlich auch nicht."

Sie sitzt an einem langen Tisch im Konferenzsaal des gläsernen Hauptquartiers ihres Unternehmens im Kölner Stadtteil Riehl. An den Wänden hängen Faksimiles von uralten Zeitungen des Verlags sowie Gemälde und Fotografien von Familienmitgliedern. Sie hat keinen der Ahnen kennengelernt. Der jüngste, ihr Großvater Kurt, starb ein Jahr, bevor sie geboren wurde. Sie sieht die Porträts lächelnd an.

Sieht sie sich in deren Tradition?

"Ich glaub schon", sagt sie. "So eine Verlegerpersönlichkeit wie mein Vater werde ich sicher nicht. Aber das braucht's auch nicht mehr. Die Zeit hat sich verändert. Jetzt müssen wir gucken, wie wir mit dem digitalen Zeitalter zurechtkommen. Ich bin im Vorstand für die Veränderungen zuständig. Vielleicht ist es da gar nicht schlecht, dass ich einen anderen Blick habe als meine Vorstandskollegen. Ich bin ja eine völlige Quereinsteigerin."

Sie habe eine Zeitlang überlegt, ob sie den Schritt in den Verlag gehen solle, sagt sie. Sie hatte ja ein ausgefülltes Leben, mit den Kindern, dem Mann und dem Kletterpark. Sie hat es gemacht, weil der Vater in Not war. Der Bruder fühle sich natürlich von ihr verdrängt, im Moment haben sie keinen Kontakt. Es war am Ende eine Familiensache. Sie hat sich nicht für ihre kleine Familie entschieden, sondern für die große, für all die Toten da an der Wand.

"Es hat die Mitarbeiter im Verlag beruhigt, dass jemand aus der Familie kam und nicht irgendein Manager", sagt sie. "Die waren regelrecht erleichtert."

Sie weiß natürlich nicht genau, was sie erwartet. Sie nimmt an Redaktionskonferenzen teil, das sei sehr interessant. Aber es gebe ja auch viele andere Sitzungen. Sie versuche, ihre Zeit hier im Verlag sehr "gebündelt" einzusetzen. Sie habe eine gute

Assistentin, die ihr viel abnehme, und mit der neuen Technik könne man ja auch mal von zu Hause aus arbeiten. Sie sei nicht so der Zahlenmensch, aber es gebe den Dr. Klein, der sei ein hervorragender Zahlenmensch. Sie weiß, dass man sich künftig mehr auf Nebengeschäfte konzentrieren muss, um sich weiterhin anspruchsvolle Zeitungen leisten zu können. Sie weiß, dass es Schnitte geben wird, die schmerzhaft sind, aber sie hofft, dass das nicht so bald passieren wird. Sie sagt, dass man sich mehr um junge Leser kümmern müsse. Leser wie ihre Kinder, die sich kaum noch für Zeitungen interessierten.

Früher hat sie Araberpferde gezüchtet, weil die so menschenfreundlich seien. Aber die Araberzucht ging in Deutschland den Bach runter, sagt sie. Da hat sie aufgehört. Vielleicht wird sie über ihre Zeitungen einmal so reden wie über ihre Pferde. Isabella Neven DuMont wirkt freundlich und interessiert und nicht besonders besorgt. Ein bisschen wie eine Praktikantin aus gutem Hause. Demnächst macht sie mit ihrer Mutter eine Reise für die DuMont- Stiftung nach Kenia und Tansania. Da freue sie sich natürlich auch drauf.

Von ihrem Platz am Konferenztisch kann sie das Büro ihres Vaters sehen. Es liegt hinter einer schwarzen Glasscheibe. Sie hofft, dass er nun, da sie hier ist, nicht mehr so oft in dieses Büro zurückkommen muss, sagt sie. Sie lächelt, und man weiß nicht, ob sie das für ihn oder für sich hofft.

Am Ende des Romans "Vaters Rückkehr" entsteht der Eindruck, dass sich der Junge die Rückkehr seines Vaters nur eingebildet haben könnte und der Alte wirklich tot ist. Er besucht den Friedhof, auf dem die Grabstätte der Eltern liegt. Auf dem Stein ist das Geburtsdatum des Vaters eingraviert, aber über die Stelle, wo sich der Todestag befinden könnte, hat sich eine Ranke festgeklammert, die der Sohn nicht abbekommt, so sehr er auch zerrt und kratzt. Der Autor, so sieht es aus, konnte sich nicht dazu durchringen, den alten Mann gehen zu lassen.

An einem Morgen ruft Alfred Neven DuMont dann noch einmal aus Mallorca an. Er bewertet den Zeitungverlegerkongress, an dem er gar nicht teilgenommen hat, kritisiert die Bundeskanzlerin und die, wie er findet, unentschiedene Papstberichter-

stattung des SPIEGEL. Er bittet, seinen Sohn Konstantin in Frieden zu lassen und seine Tochter fair zu behandeln.

Es ist ein Kontrollanruf, fürsorglich, aber auch ein wenig bedrohlich. "Bitte beruhigen Sie mich", sagt er, aber es klingt nicht wie eine Bitte. Es klingt wie ein Angebot, das man ihm nicht abschlagen kann. Der Mann in der Leitung erinnert eher an Don Alfredo als an Alfred. Das Wetter auf der Insel, sagt er noch, sei wunderbar.

Der blutige Thron

Während der syrische Diktator Assad auf sein Volk schießen lässt, wird an der Oper von Damaskus "Macbeth" gegeben. Es geht um einen König, der mordet, um sich an der Macht zu halten. Was für eine Tragödie!

Jonathan Stock, Zeit, 19.04.2012

Die Oper von Damaskus steht in Sichtweite des Präsidentenpalastes, im Zentrum der Stadt, am Umayyaden-Platz. Dort, wo die Demonstrationen für den Diktator Baschar al-Assad beginnen, dort, wo er zum Volke spricht, dort, wo sich alles befindet, was dem Regime wichtig ist: die Offizierskasinos, das Sheraton-Hotel, in dem die Elite ihre Parties feiert, die Propagandasender des Staatsfernsehens und die Folterkeller des Geheimdienstes.

Die Oper genießt einen guten Ruf. Auf dem Programm stehen Ballette, Opern, Konzerte. Schwanensee, Figaros Hochzeit, die Kindertotenlieder. Die Orgel kommt aus Deutschland. Die Tickets sind günstig, das Publikum ist jung, die Reihen sind voll besetzt.

Als Scharfschützen in der Stadt Homs Demonstranten jagten und Bürger Alleebäume zu Brennholz schlugen, tanzten sie in der Oper von Damaskus argentinischen Tango. Sie tanzten, weil die Leiterin der Oper, eine Violinistin mit zartem Lächeln, der Meinung war, »dass kulturelle Veranstaltungen weitergehen müssen – unter allen Umständen«. Die Umstände. So nennen viele in der Hauptstadt die Revolution.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

An diesem Abend spielen die Absolventen der Schauspielschule im Großen Saal Theater. Ein besonderes Stück, 400 Jahre alt und doch mit Sätzen, die klingen, als seien sie gerade erst geschrieben worden. Sätze über die Macht, die locken und töten kann. Der Autor heißt Shakespeare, das Stück Macbeth.

Riad Ismat, der Kultusminister, der Shakespeare verehrt, hat es für die syrische Bühne adaptiert, und Ghassan Massoud, der berühmteste Filmstar des Landes, führt Regie. Scheinwerfer tauchen das Operngebäude in warmes, gelbes Licht. Es regnet, und im Eingang, hinter dem Wachhaus, hängt das Plakat zur Aufführung. Wer näher herantritt, liest den Namen Shakespeares und – größer noch – den Namen des Kultusministers. Der Regisseur hat für das Stück eine neue Überschrift ersonnen: Macbeth heißt hier Thron des Blutes.

Ein passender Titel, in keinem anderen seiner Stücke spielt das Blut eine so wichtige Rolle wie in Shakespeares letzter großer Tragödie. Es ist ein gehetztes Spiel über den Fall eines Mannes, der anfangs große Hoffnungen weckt, dann durch eine Intrige an die Macht gelangt und sich durch Auftragsmord, Spitzeldienste und Repression als Tyrann dort oben hält. Interpreten sagen, Macbeth sei eine Anatomie des Bösen. Will man eine Moral erkennen, könnte sie lauten, dass Verbrechen sich letztlich doch nicht auszahlt. Denn am Ende, nach einer ausländischen Intervention, wird der Machthaber getötet und seine Leiche öffentlich zur Schau gestellt. Er schafft es, vorher noch alle mit in den Tod zu reißen, die ihm wichtig sind, seine Frau, seine Freunde und deren Kinder. Er verhindert nicht, dass es am Ende kommt, wie ihm schon zu Beginn geweissagt wurde.

Ist das Stück als Mahnung gedacht? Als subversiver Akt gegen Assad, direkt im innersten Zirkel der Macht? Was der Regisseur selbst sagt, klingt nicht danach: »Für Syrien besteht heute die Gefahr eines schmutzigen, unmoralischen Krieges. Will die Opposition von den Syrern respektiert werden, muss sie die Todesschwadronen, die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

auf syrische Kinder, Soldaten, Polizisten, Sicherheitskräfte und Bürger zielen, klar und unmissverständlich verurteilen und sich von ihnen absetzen.«

Aber wenn mit Macbeth keine Politik beabsichtigt ist, warum spielt man dieses blutige Stück dann jetzt – zur Unterhaltung? Soll es ablenken von den sogenannten »Todesschwadronen der Terroristen«, der »amerikanischen Verschwörung«, den bösen westlichen Medien, die alles falsch berichten? Wird der Untergang eines Diktators auf einer Bühne mitten in Damaskus nur zufällig beklatscht?

Vor der Oper umarmen die Wartenden einander zur Begrüßung. Medizinstudenten sind darunter und Juristen. Federboas und Jeans, Lederstiefel und Stöckelschuhe. Ein Mann im Frack öffnet die Türen. Im Foyer nehmen die Gäste auf roten Polstern Platz, auf Stühlen mit Intarsien aus Perlmutter neben Frauen-Akten in Öl. Ein Mann erzählt von seinem Onkel, der mit bleichem Gesicht aus Homs nach Damaskus gekommen sei und sich darüber wundere, wie friedlich es hier sei. In den Saal geht es plaudernd die Treppe hoch, über roten Teppich. Drei Mädchen tuscheln und kichern, sie haben einen Blumenstrauß mitgebracht, mit handgeschriebenem Gruß, für einen Schauspieler. »Wir hoffen, wir sehen Dich in Hollywood«, steht da. Balkone in drei Stockwerken, Kameras drehen, das Licht wird gedämpft, eine Violine erklingt in Moll. Das Stück beginnt. Es beginnt mit drei Hexen, die Macbeth an einem abscheulichen und zugleich schönen Tag auf dürrer Heide seine Zukunft verkünden.

Es gibt Opern, die sind Orte der Revolution. Als am 25. August 1830 im Brüsseler Théâtre de la Monnaie eine Oper über den Volksaufstand der Neapolitaner gegen die spanischen Unterdrücker verklingt, stürmen die Zuschauer auf die Straßen und greifen zu den Waffen. Fünf Wochen später erklärt Belgien seine Unabhängigkeit.

Die Oper in Damaskus ist kein Ort der Revolution. Sie ist der Traum des früheren Präsidenten Hafis al-Assad, eines Dorfjungen, der in einer Hütte mit zwei Zimmern am Ende eines matschigen Weges geboren wurde und mit neun Jahren das

erste Mal in eine Stadt kam. Den es als Analphabeten zur Bildung zog, und weiter zur Macht, und der erst im Alter einem kleinen Mädchen verriet, dass er in seiner Freizeit Gedichte schrieb. Dieser Präsident hat den Grundstein für die Oper gelegt, die seinen Namen trägt und aussehen sollte wie ein osmanischer Palast. Und er selber steht immer noch da – in Granit gemeißelt, mit steinerner Krawatte, wacht er über sein Bauwerk.

Sein Sohn Baschar fährt manchmal im Opel Sedan vor, persönlich am Steuer, die Gattin daneben. Die beiden mögen es, sich als normales Pärchen zu inszenieren und sich zwischen all den gewöhnlichen Leuten eine Oper anzusehen. Sie brauchen hier keine sichtbaren Leibwächter. »Mit unserem Blut, mit unseren Seelen opfern wir dir, Baschar!«, rufen die Schauspieler. Es ist der übliche militärische Gruß für den Herrscher Syriens.

Vor ein paar Jahren sprach Assad in der Oper über Kultur. Die Kultur von Damaskus, sagte er damals, sei eine Kultur der Ablehnung aller Spuren des Imperialismus. »Damaskus«, rief er, »ist die Hauptstadt der Kultur des Widerstands. Es ist die Kultur der Freiheit und der Verteidigung der Freiheit.«

In Wirklichkeit ist Damaskus seit einem halben Jahrhundert, seitdem das Land de facto im Notstand regiert wird, eine Art Wahrheitslabor. Hier wird getestet, wie weit sie sich biegen lässt, bis sie bricht, bis die Selbsttäuschung nicht mehr zu leugnen ist. Vielleicht wird das nie der Fall sein. »Werden Sie Meinungsfreiheit erlauben? Werden Sie Pressefreiheit erlauben?«, wurde Assad bei seinem letzten Interview gefragt, das er im Dezember dem Fernsehsender ABC gab. »Wir haben sie schon«, antwortete er. Ja, auch seinem achtjährigen Sohn erzähle er von den Terroristen im Land, wenn der Junge frage, was die Bilder der aufgebrachten Menschen im Internet zu bedeuten hätten. Er, Vater, Präsident, tröste ihn dann über all das Schlechte in der Welt: »Manchmal machen die Menschen Fehler, manchmal gibt es böse Menschen.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Niemand, den man in diesen Tagen in Syrien fragt, glaubt an das Versprechen des Waffenstillstands. Zu oft sind die Menschen getäuscht worden. Noch immer zielen Raketen auf Homs, lauern Scharfschützen in Damaskus, noch immer wird in Demonstrationen hineingeschossen. Und noch immer werden Wohnhäuser durchsucht, Unschuldige festgenommen, sitzen in den Gefängnissen Zehntausende politische Häftlinge. Und in den schicken Vierteln von Damaskus liegen Gucci-Handtäschchen in den Schaufenstern, servieren Kellner in Edelcafés Schokoladentorte mit brennenden Wunderkerzen zum Geburtstag und gehen Studenten in die Oper. Selten war die Damaszener Welt so verdreht, waren die Unterschiede zwischen Schein und Wirklichkeit größer als in diesen Tagen. »Gut ist böse, böse ist gut«, rufen die Hexen ins Gewitter, und draußen spielt die Realität ihr eigenes Stück.

In Duma, einem Vorort von Damaskus, den Schützenpanzer und Soldaten immer noch abriegeln, sitzt ein Mann und verkündet: »Der Sieg ist nahe.« Es klingt merkwürdig aus seinem Mund. Ein Ingenieur im grauen Anzug, ein Bürger aus gutem Hause. Neben ihm hält sich sein Sohn mühsam auf dem Stuhl. Der Kopfschuss ist schlecht verheilt, die linke Körperhälfte gelähmt. Der Junge schweigt. Der rechte Fuß verkrampft, die linke Hand zur Klaue geformt. Er schlürft gierig den Tee, den der Vater für die Gäste aufgetragen hat. Sein jüngerer Bruder schaut ihn an wie einen Fremden. »Der Sieg ist nahe«, sagt der Vater. »Wenn Gott will, ist der Sieg nahe, und das Regime stürzt zusammen.«

In diesen Tagen gibt es in Syrien viele Väter, die das Schicksal ihrer Söhne beweinen. Manche schreien und heben die Hände zum Himmel. Sie können sehr laut werden. Dieser Vater ist leise, seine Hände faltet er im Schoß, seine Stimme klingt wie die eines Mannes, der nur schwer seine Meinung ändert und dann umso beharrlicher an ihr festhält. »Die Lage ist gut«, sagt er, und diese Siegesgewissheit tut weh, weil sie sein Leid nur mühsam kaschiert.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sein Sohn, erklärt er, war dabei, seinen höheren Abschluss zu machen. Er ging am Nachmittag zur Schule, dort gab es eine Demonstration. Wenig später klingelte beim Vater das Telefon. Sein Sohn sei im Krankenhaus. Der Vater lief in die Klinik und sah den Kopfschuss. Ein Scharfschütze, erzählten sie ihm später, seine Freunde hätten es nicht geschafft, den Sohn zu retten. Zwanzig Minuten sei er am Boden liegen geblieben, weil ein Auto mit um sich schießenden Sicherheitskräften durch die Gegend fuhr und sich niemand an den Verletzten herantraute.

Am Anfang glaubte der Vater den Nachrichten aus dem Fernsehen. Jetzt nicht mehr.

Der Sohn kann noch sprechen, langsam zwar, mit vielen Pausen, aber es geht.

»Was soll ich sagen?«, fragt er.

»Wie viele Freunde hast du verloren? Wie viele sind verletzt?«, fragt der Vater den Sohn.

»Zwei habe ich verloren, die kannte ich schon ewig. Verletzt wurde keiner außer mir.«

»Doch«, sagt der Vater, »da gibt es doch Nidan und Abu Hajja und Amar, Bakar, ganz viele von deinen Freunden sind schon getroffen worden, auch Abu Haled...« Der Sohn schüttelt den Kopf. »Wer ist Haled?«, fragt er. Er kann sich nicht an den Tag seiner Verletzung erinnern. Er kann sich überhaupt an wenig erinnern.

»Ich glaube, dass die Revolution in Syrien ein Beispiel wird für die ganze Welt«, sagt der Vater. »Die Angst, diese ganze Angst, die dieses Volk ausgehalten hat, sie hat sich in Kraft verwandelt. Und das haben wir Gott zu verdanken.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Inschallah, werde ich eines Tages Ingenieur, wie mein Vater«, sagt der Sohn schleppend. Inschallah, sagt der Vater. Inschallah, murmelt der Bruder.

In der Oper von Damaskus haben die Hexen ihr Werk vollbracht. Um ihrer Prophezeiung, er werde auf dem Thron sitzen, nachzuhelfen, hat Macbeth den alten König umgebracht. Seine Gemahlin Lady Macbeth hat ihn angestachelt und hilft ihm nun, den Mord zu vertuschen. Es ist das erste Mal, dass die beiden Zweifel spüren. Ob der Ozean wohl das Blut von seiner Hand abwaschen könne, fragt sich Macbeth. Und seine Frau antwortet: »Meine Hände sind blutig wie die deinen; doch ich schäme mich, dass mein Herz so weiß ist.«

Danach bringt Shakespeare sein Publikum zum Lachen. Ein betrunkenere Pfortner tritt auf, der ein paar harmlose Witze erzählt. Der Kultusminister hat die Szene nicht gestrichen – er hat sie ausgebaut. Der Pfortner wird zum Narren, seine Witze werden zu deftigen Zoten.

Es wird eine große Szene, die das Publikum begeistert. Vergessen sind die langen Autoschlangen vor den Tankstellen, der Stromausfall, die fallende Währung, die steigenden Preise, die Schüsse in der Nacht. Hier, heute, wird die Revolution verschluckt von einem Narren in gestreifter Hose.

Zu leichter Jazzmusik erzählt er einen langen und schmutzigen Witz, nur unterbrochen von manischem Gelächter. Der Witz beginnt mit einer Geliebten, die von ihrem Verehrer auf eine Bergspitze gebracht wird, den Berg Kassoun, wo Kain seinen Bruder Abel erschlagen und der Prophet das erste Mal das Paradies Damaskus erblickt haben soll. Wo sich die Damaszener Liebespaare treffen. Er schenkt ihr ein Glas ein, dann noch eins und noch eins. Nach dem dritten Glas fragt die Geliebte: »Mein Schatz, kann es sein, dass du mich betrunken machen willst?« – »Nein! Bei Gott«, sagt der Narr, »im Gegenteil.« »Mich betrinken« bedeutet auf Arabisch auch

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»mich schließen«. Das Gegenteil also: aufmachen – entjungfern. Es ist einer jener Sprachwitze, die in Syrien so populär sind. Der Narr fährt fort: »Ich habe sie mir auf die Schenkel gesetzt und habe es ihr richtig besorgt, mitten zwischen den Hühnern.«

Der Saal beginnt zu lachen, verhalten erst, dann grölt er. Zwei Kinder können sich gar nicht mehr einkriegen. Und in der letzten Reihe sitzt der Kultusminister, still und unerkannt, und lauscht. Später wird er sagen, der Narr sei zwar ein bisschen vulgär, aber er verstehe es gut, mit dem Publikum zu kommunizieren.

Der Narr tritt ab, der Mord am König wird entdeckt und der Tote zu Grabe getragen. Die Nacht ist rau. Todesschreie hallen, Vögel lärmen trotz der Dunkelheit, ein Sturm zieht auf. Einige sagen: Die Erde liegt im Fieber und bebt. Selbst die Alten können sich nicht erinnern, so eine schlimme Zeit erlebt zu haben. Die Falken jagen Eulen, und die Pferde des Königs brechen aus ihren Boxen aus, schlagen aus und fressen sich gegenseitig. Bei Shakespeare wird die Natur dämonisch, wenn die Menschen es werden.

Das syrische Staatsfernsehen wird ein paar Tage später Bilder aus Masseh zeigen, einem vornehmen Stadtteil, nur ein paar Minuten von der Oper und dem Sender entfernt. »Dringende Nachricht«, wird es heißen: »Die Bewohner von Masseh gehen auf die Straße, und sie danken ihrem Herrn für den Segen des Schnees.«

Tatsächlich gehen die Bewohner von Masseh auf die Straße. Aber sie danken ihrem Herrn nicht für den Segen des Schnees. Sie protestieren gegen das Regime, und zufällig schneit es dabei. Mehr als zehntausend müssen es sein, so viele haben noch nie mitten in der Stadt gegen Assad demonstriert. Wer sich unter sie mischt, fühlt Zuversicht und Stärke, die von der Menge ausgehen. Einige werden später sagen, es sei der schönste Tag ihres Lebens gewesen. Die Masse reicht von der Moschee über den ganzen Platz, bis weit in die Hauptstraße des Viertels. Sie tragen die Särge mit Getöteten durch die Straßen, die bei der letzten Demonstration erschossen und

erschlagen wurden. Drei grüne Särge, von Palmwedeln flankiert, mit Rosenblättern bestreut. »Wir vergessen sie nicht!«, rufen die Jungen aus der Menge den hinterbliebenen Müttern zu. Der Schneesturm wird heftig, ungewöhnlich für Damaskus. Langsam kämpfen sich die Sargträger vor. »Eins, eins, eins, das syrische Volk ist eins. Wir folgen dir, oh Gott, Sunniten und Alawiten vereint.«

Auf dem Friedhof, noch vor dem Ende des Gebets, wird geschossen. Sicherheitskräfte feuern mit Tränengas. Es beißt in den Augen. Die Trauernden wickeln sich Tücher um Mund und Nase, die ersten rennen davon. »Schnell jetzt«, ruft die Familie. »Diese Hunde!«, schreit einer, »Möge sich Gott an ihnen rächen«, ein anderer. In weißen Leinentüchern werden die Toten hinabgelassen, der Totengräber schaufelt hastig Erde in das Loch, tritt sie fest, dann hinkt er davon. Die Särge bleiben zwischen den Grabsteinen liegen, sie werden für die nächsten Toten gebraucht.

Vor dem Friedhof herrscht Krieg. Ein Gemüseladen wird geplündert. Zwiebeln, gegen das Gesicht gepresst, sollen helfen gegen den Rauch, vielleicht helfen sie auch nur gegen die Angst. Die Jungen stehen jetzt in der Gasse und hämmern gegen die heruntergelassenen Ladengitter der Geschäfte. Das Donnern soll die Umstehenden warnen. Mülleimer werden zu Straßensperren. Die ersten Schüsse peitschen, Steinsplitter rieseln von den Wänden. Angst legt sich über die Männer. Aus der Hauptstraße rücken die Sicherheitskräfte in die Gassen vor, die Demonstranten weichen zurück, eine Welle packt die Menge, sie rast davon. In den Straßen öffnen sich Türen: »Kommt herein«, ruft und flüstert es.

Die Treppe hinunter, in einem Keller, sammeln sich ein paar Versprengte. Einige kennen sich, aber auch Fremde sind dabei. Sie harren in der Dunkelheit, lauschen auf den Lärm der Milizen über ihnen. »2000 müssen es sein.« Die Zahl ist übertrieben, aber hier unten kommt es einem vor, als sei das ganze Viertel von Assads Leuten umstellt. »Es war ein Fehler, dass wir nach unten gegangen sind.«

»Aber wenn wir oben geblieben wären, hätten sie uns wie Hunde erschossen.«

Pause.

Dann sagt einer:

»Wahrscheinlich sind auch jetzt welche unter uns.«

»Natürlich sind welche unter uns.«

Die Blicke werden misstrauischer, die Pausen zwischen den Wortwechseln länger. Irgendwann wagt sich doch einer hinauf, vorsichtig schiebt er die Luke in der Kellertür zurück. Der Himmel ist blau. Alles ist friedlich. Nur ein paar Assad-treue Wachmänner sichern die leeren Straßen. Ein paar Revolutionäre sind heute erschossen worden, ein paar mehr noch verletzt, das Viertel wird abgeriegelt, der Geheimdienst wird bald die Häuser abgehen. Die nächste Beerdigung wird im Morgengrauen stattfinden. Das Regime wird nur den engsten Familienangehörigen erlauben, dabei zu sein. Nicht nur für Hochzeiten braucht man in Damaskus jetzt die Genehmigung der Behörde.

»An jedem neuen Morgen heulen neue Witwen, weinen neue Waisen«, heißt es in Shakespeares Stück. Macbeth ist König, und mit der Macht ist die Angst gekommen. Er fühlt sich unerfahren. »Die Furcht eines Neulings, dem die harte Übung fehlt«, so nennt er es. Er hat ein Spionagenetz aufgebaut, täuscht mit Festen Frieden vor. Im Exil baut sich eine Opposition auf, die ihm gefährlich werden wird, obwohl sie sich noch selbst misstraut und immer noch die Nachstellungen des Königs fürchtet. Auch innenpolitisch zweifeln die Ersten an ihm, vorerst nur heimlich. Banquo, den alten Heerführer, seinen größten Rivalen, hat Macbeth von Auftragsmördern umbringen lassen. Nun liegt Banquo im Straßengraben, mit

durchgeschnittener Kehle. Es gibt kein Zurück mehr für Macbeth. Die Hexen sind jetzt seine engsten Berater, sie sollen ihm zeigen, von wo Gefahr droht. Doch sie verfolgen bloß eigene Interessen, und Macbeth hört nur, was er hören will. Er, der am Anfang zweifelte, verhöhnt nun das Schicksal und verachtet den Tod. Er hält sich für unverwundbar.

In der Oper haben sie die Nebelmaschine angeworfen, ein Strahler richtet sich in die Dunkelheit, aus der die Hexen einen halb nackten Körper ziehen. Es ist Macbeths alter Freund Banquo, der den Tod spielt. Groß gewachsen, jeder Muskel, jede Sehne modelliert, so wie es der Regisseur mag. Nur über die grausige Maske, diese weiße Scream- Maske, die er über dem Kopf trägt, werden sie später im Ensemble lästern. Billig habe sie ausgesehen.

Trotzdem – der junge Schauspieler, der sich am Abend zuvor noch einen Rausch angetrunken hat, spielt jetzt den Tod wie ein Großer. »Macbeth!«, brüllt er, wieder und wieder, und plötzlich wird es still im Saal der Oper von Damaskus, als müsste man Angst haben, als hätte der Tod tatsächlich die Stadt betreten, als wäre alles nicht nur ein Spiel.

Der Verschwörer liegt zu Hause. Bei einer Beerdigung traf ihn die Patrone eines russischen Gewehrs. Die Kugel drang vom Hals bis zur Wirbelsäule und trat aus dem Rücken aus. Der Generator draußen im Hof ist laut, das Flüstern kaum zu verstehen, das Gesicht abgewandt.

Nur die Ärzte sind mit im Zimmer, Untergrundärzte, die selbst gefoltert wurden. Salafisten, die zärtlich vom Dschihad reden und nicht viel mehr für ihre Kranken tun können, als mit ihnen Tee zu trinken und ihnen Mut zuzusprechen.

Und so, wie er dort liegt und nicht einmal Macht über seine Glieder hat, droht der Gelähmte dem Machthaber Assad. »Wenn ich auf meine Füße springen könnte, bei Gott, ich würde weiter Freiheit fordern und den Sturz des Regimes. Das schwöre ich bei Gott. Und die Patronen von Assad sind mir egal. Denn er schießt auf uns mit Munition. Wir aber sagen: Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet. La ilaha illa Allah, Mohammadun rasulu Allah.« Je aussichtsloser die Proteste, je zahlreicher die Straßensperren in der Festung Damaskus, desto heftiger der Glaube, dass da jemand ist, der den Potentaten die Waffen entreißt und die Ungerechten zur Rechenschaft zieht.

Die Schwester des Gelähmten sitzt müde vom Helfen auf der Bettkante. Sie bringt den Bruder zur Toilette und zurück. Sie zieht ihn an, füttert ihn, flößt ihm Wasser ein und hält die Zigarette an seine Lippen. Die Mutter kniet daneben, sie möchte etwas sagen: »Wir bitten nur um Würde und Freiheit. Um nichts weiter. Wie viele unserer Jungen wir auch verlieren werden, das Wichtigste ist, das wir am Ende die Freiheit gewinnen.« Denn: »Gott ist größer als du, Baschar.«

Macbeth befestigt seine Burg, er stellt sich auf Belagerung ein. Noch fühlt er sich sicher, doch das Gefühl trügt. Seine Soldaten laufen über oder ergeben sich. In den Gängen der Burg wirkt Macbeth abgekämpft, seine Frau kann nicht mehr schlafen, die Schuld steigt aus ihren Träumen. Sie bringt sich um. Von allen im Stich gelassen, sieht sich Macbeth schließlich von Feinden umstellt. Seine Truppen fallen von ihm ab, sie glauben nicht mehr an den Sieg – ja, sie wollen den Sieg nicht einmal mehr.

Die Armee des Präsidenten zählt eine halbe Million Soldaten, inklusive Reservisten und Milizen. Mehr als 50000 zählt, nach eigenen Angaben, die Freie Syrische Armee. In Damaskus sollen es nur ein paar Hundert sein. Zwei von ihnen sitzen in der Stadt, in einer alten Tischlerei, ihrem Versteck für diese Stunde. Die Scheite im Ofen knistern, das Feuer wirft flackernde Schatten an die Wand. Wieder

mal ist der Strom ausgefallen. Jeden Tag schlüpfen die Soldaten woanders unter, zu ihren Familien haben sie keinen Kontakt mehr, um sie nicht noch mehr zu gefährden. Wer in Syrien desertiert, der gibt sein bisheriges Leben auf. Es sind wortkarge Männer, gewohnt, Befehle auszuführen, nicht Interviews zu geben, Flüchtlinge im eigenen Land. Sie stemmen ihre Armeestiefel fest auf den Boden, ihre fleckfarbene Uniform haben sie nur für das Interview angezogen. Auf der Straße wäre es Selbstmord, sie zu tragen.

»Wir sind Soldaten der syrischen Armee«, beginnt der eine, »das waren wir natürlich«, korrigiert er sich schnell. Er erzählt, dass sie es mochten in der Armee, bis die neuen alawitischen Offiziere kamen von der berüchtigten 4. Division, die unter dem Kommando von Maher al-Assad, dem Bruder des Präsidenten, steht. Die Offiziere befahlen, auf Demonstranten zu schießen und auf Gläubige, die nach dem Freitagsgebet aus der Moschee strömten. Auch auf Soldaten, die nicht gehorchten, wurde geschossen. Als sie in einem Dorf, dessen Bewohner sie kannten, »aufräumen« sollten, flohen sie mit ihrer Einheit von fünfzig Mann, mit ein paar Maschinengewehren und Pistolen. Seit Monaten haben nur noch die 4. Division und die Assad-treue Republikanische Garde schwere Waffen – man will nicht die Überläufer ausrüsten.

Jetzt erhalten die beiden Männer ihre Befehle von der Führung der Freien Syrischen Armee aus Idlib, an der türkischen Grenze. Was aus den anderen ihrer Einheit geworden ist, wissen sie nicht. Sie selbst sollen jetzt die friedlichen Demonstrationen in der Hauptstadt schützen. Aber was können sie ausrichten gegen die Waffen des Regimes? Hier in Damaskus, wo Assad am stärksten ist, sind sie am schwächsten: »Wir leben, wir arrangieren uns irgendwie.«

Ausländische Bodentruppen brauchen sie immer noch nicht, sagen sie. Sie könnten den Konflikt alleine lösen. Worauf es ankomme, vor allem, wenn der Waffenstillstand scheitern sollte: Munition, eine Flugverbotszone und logistische

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hilfe, um sich im Land bewegen zu können. »Nur das, mehr wollen wir nicht.« Er zitiert einen Vers aus dem Koran, aus der Sure Al-Isra: »Die Wahrheit ist gekommen. Die Lüge ist gegangen.«

Am Ende stirbt Macbeth. In seinen letzten Minuten ahnt er, dass es zu Ende geht. Anstatt zu fliehen, wirft er sich noch einmal trotzig in den Kampf. »Ich werde mich nicht ergeben, um den Boden vor den Füßen des jungen Malcolm zu küssen und mich von dem Fluch des Pöbels hetzen zu lassen!«, ruft er. Er verliert. Seine Leiche wird zur Schau gestellt, der abgetrennte Kopf auf einem Schild herumgetragen. »Endlich einmal gute Nachrichten«, sagt einer der Edelmänner. Es ist der letzte Kampf, und doch ist es ungewiss, ob danach Frieden einkehrt. » Time is free «, schreibt Shakespeare. Die Zeit ist endlich frei. Das Land ist zerstört, die Sieger sind zerstritten.

In der Oper klatschen beim Tod des Tyrannen Macbeth nur ganz wenige. Die Darsteller verbeugen sich, das Stück ist aus. Es war ein schöner Abend. Die Leute zerstreuen sich schnell. Die Schauspieler stehen vor dem Bühneneingang, rauchen in die Nacht. Glückwünsche erreichen sie und Dankesworte. Einige gehen nach Hause, andere wollen noch feiern. Einer, es ist der Auftragsmörder des Königs Macbeth, geht in den Nachtclub.

Einige neue Klubs sind in den letzten Monaten entstanden, es wurde so viel gefeiert in Damaskus wie selten, auch hier im Klub Don Vito, benannt nach Don Vito Corleone, dem New Yorker Mafiapaten im Film von Francis Ford Coppola. Der Türsteher lässt den Schauspieler ein, drinnen bedienen unter Kronleuchtern Kellner mit Krawatte, Weste und schwarzem Hut. An der gläsernen Schiebetür hängt ein Bild von Assad, gegenüber ein großes Bild des Paten. An die Wand hat einer ein Filmzitat gemalt: » Keep your friends close, and keep your enemies closer .« Das Licht ist schummrig. Hinter Samtvorhängen übertragen sie ein Fußballspiel. Der DJ legt ein neues Lied auf: » Sun is shining. God is good «, der Bass erschüttert das Gebäude.

»Ich liebe diesen Klub«, sagt der Mörder. Grey-Goose-Wodka, Southern Comfort, Jack Daniel's, Bacardi Superior, Malibu-Rum, Glenfiddich Single Malt, Bailey's, Ramazotti, Martini Rosso. Man kann sich als Muslim in Damaskus einen ordentlichen Rausch antrinken. Die christliche Minderheit sorgt für Nachschub, die Schnapsläden haben noch nach Einbruch der Dunkelheit geöffnet, hinter der Theke im Don Vito klappert der Shaker, das Gespräch kreist um die Ungerechtigkeiten des Schauspielerlebens und um Fußball.

Das Nachtleben in Damaskus zählt – nach Beirut und Tel Aviv – zu den lebendigsten im Nahen Osten, auch wenn in letzter Zeit die Touristen ausbleiben. In der neu eröffneten Taobar tanzen sie nachts vor goldenen Statuen auf den Tischen. Und im Moustache gibt es einen Filmabend: Killer Elite, Inferno mit Jean-Claude Van Damme, dazu Popcorn und Gewürzgurken. Noch immer lassen sich in der Stadt Manschettenknöpfe mit eingelassenen Brillanten kaufen, und noch immer kostet bei Kentucky Fried Chicken das Menü mit Fritten, Pepsi und Salat 350 syrische Pfund, etwa 5 Euro. Im Park gegenüber sind die Blumenbeete in Herzform geschnitten, und Paare schäkern schüchtern miteinander. Das Leben im Bürgerkrieg kann schön sein.

In der gleichen Stadt wuchten andere Jugendliche brennende Autoreifen auf die Straßen, fauchen Mütter Reporter an, dass Tausende für ein geschächtetes Schaf auf die Straße gehen, wenn Brigitte Bardot dazu aufruft, aber niemand sich für die niedergemetzelten Kinder Syriens interessiert. Und wieder ein paar Kilometer entfernt reden Jugendliche über Angriffskorridore, als spielten sie Indianer und warteten auf die Cowboys. Sie ziehen ihre Beine nach, die von Granatsplittern verletzt wurden, und sagen ausdruckslos Sätze wie: »Mein Vater ist letzte Woche gestorben.« Wenn man sie fragt, ob sie an den Waffenstillstand und den Friedensplan des UN-Sondergesandten Kofi Annan glauben, dann fragen sie zurück: »Wann fangt ihr endlich an zu verstehen, dass ihr nicht mit einer Regierung verhandelt, sondern mit Verbrechern?«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In der Bar des Klubs kippt der Schauspieler sein letztes Glas. Kommt es ihm nicht seltsam vor, dass die staatlichen Medien in Syrien von bewaffneten Terroristen sprechen und die ausländischen Medien von Rebellen? Er lächelt genervt: »Unsere Medien sagen dies, die anderen sagen das. Deshalb glaube ich keinem.« Was hält er von Demokratie, von Meinungsfreiheit? »Es gibt Leute, die das interessiert«, sagt er. Ob es ihn nicht auch interessiere? Nein, ihn interessiere ein gutes Leben.

Aber Macbeth , das ist doch auch irgendwie ein politisches Stück? »Für mich nicht. Ich spiele es, weil mir das mein Regisseur gesagt hat.«

Der Regisseur lässt sich telefonisch entschuldigen, er ist zu Dreharbeiten in der syrischen Wüste. Dafür ist der Kultusminister da, Riad Ismat, Übersetzer und Bearbeiter des Stücks. Er ist ein Mann, über den gesagt wird, er habe kein Profil. Das sei wichtig beim Nach-oben-Kommen. »Kein Profil« bedeutet: kein Eintrag in den Akten des Geheimdienstes. So hat Riad Ismat, früher Drehbuchschreiber für Fernsehserien, es geschafft, Kultusminister zu werden.

Um den Kultusminister sprechen zu können, sollte man nicht als Journalist um einen Termin bitten, besser, man gibt sich als kulturell aufgeweckter Student aus. Ismat ist ein freundlicher Herr, der im feinen, palmenverzierten Diplomatenviertel von Abu Rummaneh residiert. Vor einem Warteraum mit Ölgemälden sitzt ein Offizier der syrischen Armee und schaut das Staatsfernsehen, das Bilder von neuen Anschlägen der »Terroristen« überträgt. Der Minister lässt ausrichten, dass er nicht viel Zeit habe. Und die Vorzimmerdame warnt: Kein journalistisches Interview!

In seinem Amtszimmer, hinter einem schweren Eichentisch, begrüßt Riad Ismat weltgewandt in bestem Englisch. Er hat in England studiert, er hat Aufführungen am Broadway gesehen. Über den Besuch aus Deutschland freut Ismat sich, er war erst vor einem guten Jahr in Berlin, im Pergamon-Museum, die Stiftung Preußischer

Kulturbesitz hatte ihn eingeladen. Deutschland hat er in guter Erinnerung, auch weil das Auswärtige Amt die Oper von Damaskus finanziell unterstützt hat, zuletzt im Dezember 2010 mit 15.000 Euro für die Inszenierung der Hochzeit des Figaro.

35 Bücher soll Ismat geschrieben haben, und er ist stolz darauf. Dem Gast überreicht er das Buch Der Teufel des Theaters von Dr. Riad Ismat und das Buch Der Tragische Held im internationalen Theater vom selben Autor. Das wichtigste Buch, sagt er, seien aber seine Memoiren, an denen er gerade sitzt.

Was hält er von Macbeth ? »Leider habe ich wenig Zeit und kann nicht ins Detail gehen.« Aber in seinen Büchern, sagt er, finde man Hinweise. Er überreicht ein Gratisticket für die nächste Aufführung, und dann hat er da noch ein Abschiedsgeschenk. Er holt ein großes Glas aus dem Schreibtisch. Mit stolzer Bescheidenheit greift er hinein und fischt ein kleines Stück heraus, eingewickelt in türkisfarbenes Papier. »Schokolade«, sagt Dr. Riad Ismat. Auf der Rückseite der Schokolade steht der Name »Baschar«. Die Brocken sind hart, sie schmecken scharf und schmelzen nicht auf der Zunge. »Auf Wiedersehen«, sagt der Kultusminister, »war mir eine Freude.«

In den geschenkten Büchern geht es viel um Dr. Riad Ismat, aber ein Kapitel handelt auch von Macbeth . Ein Satz lautet: »Macbeth ist nicht in der Lage, die ganze Welt in die Luft zu sprengen, aber er kann bis zum Ende mit dem Morden weitermachen.«

Ist es nun Absicht oder Zufall, dass sie jetzt in Damaskus Macbeth spielen? Es gibt auch noch eine dritte – sehr syrische – Möglichkeit, eine in jener Grauzone zwischen Wahrheit und Lüge, in der nichts gesagt wird und doch alles. Dann wäre die Aufführung sehr wohl als ein Fingerzeig gedacht. Und für den Fall, dass die Rebellen siegen, könnten Minister, Regisseur und Schauspieler auf ihr subversives Verhalten verweisen und auf sichere Weise die Seiten wechseln.

Aber solange Assad an der Macht bleibt, ist es eben bloß Shakespeare.

Dieser Artikel erscheint, um die Sicherheit des Verfassers zu gewährleisten,
ohne Autorenzeile.

Die Rache der geraubten Bücher

Ein Beamter aus Darmstadt soll 24.000 alte und seltene Bände aus 70 Bibliotheken gestohlen haben. Warum verfällt ein Mensch so sehr dem bedruckten Papier, dass er fast alles dafür riskiert? Eine Spurensuche am Tatort

Lucas Wiegemann, Welt am Sonntag, 04.03.2012

Der Mann, der die Bücher mehr begehrte als alles andere, der für die Bücher seine Existenz aufs Spiel setzte und verlor, er wurde von einem Buch verraten. Von dem alten Band, der auf der ersten Seite die mit weichem Bleistift hineingeschriebene Signatur III 10e 10 trägt, weil er seit Menschengedenken im Raum III der fürstlichen Hofbibliothek zu Bad Arolsen thront, im zehnten Regal. Wenn das in Leder gebundene und goldgeprägte Buch in Frakturschrift an jenem Tag im August dort gestanden hätte, wo es hingehört, nämlich zwischen den Bänden III 10e 9 und III 10e 11, dann hätte der Fürst vielleicht nie bei der Polizei angerufen, und Michael F.* wäre womöglich weiter auf Beutezug. Aber die seltene Ausgabe von Johann Friedrich Blumenbachs „Handbuch der Naturgeschichte“, im Jahr 1779 in Göttingen erschienen und mit handschriftlichen Notizen des Autors versehen, war weg. So kamen sie dahinter.

Wahrscheinlich hat Michael F. das Buch, das ihn verriet, nie gelesen, obwohl es monatelang bei ihm zu Hause in Darmstadt lag. Die wenigsten der gestohlenen Bücher hat er gelesen. Dafür waren es zu viele: 24 000 Stück. Seit den Neunzigerjahren soll F. sie in allen möglichen Bibliotheken erbeutet haben. Der 45 Jahre alte Regierungsobererrat des hessischen Wissenschaftsministeriums bevorzugte antike Raritäten. Das älteste Buch ist ein Gesundheitsratgeber von 1565, das Gros stammt aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Die Beute soll mehr als eine Million Euro wert sein. Verkauft hat F. allerdings nie. Anscheinend wollte er die Bücher einfach in seiner Nähe haben.

Im Moment glaubt die Polizei, dass etwa sechzig Bibliotheken in ganz Deutschland betroffen sind. Dazu kommen noch zehn weitere Büchereien in der Schweiz, den Niederlanden, Belgien, Polen, Ungarn und Tschechien. Es können aber auch noch mehr werden: Als Michael F. vor knapp zwei Wochen festgenommen wurde, schleppten die Ermittler noch am gleichen Tag kartonweise Bücher aus seinem Haus und fingen an, sie den besitzenden Bibliotheken zuzuordnen. Aber sie sind noch lange nicht fertig. Nebenbei müssen sie ja auch noch die entscheidenden Fragen klären. Wie konnte ein Mann so viele Bücher mitnehmen? Und warum tat er es?

Dass die Polizei überhaupt auf Michael F. aufmerksam wurde, lag an Wittekind Fürst zu Waldeck und Pyrmont. Ein freundlicher Herr mit meliertem kurzem Haar, der in wenigen Tagen 76 Jahre alt wird und der im Profil an den britischen Prinzen Philip in jüngeren Tagen erinnert. Aber vielleicht bildet man sich das auch nur ein, weil der Fürst sehr altem und sehr hohem Adel entstammt. Königin Beatrix von den Niederlanden ist seine Cousine. Der Fürst lebt auf einem ockergelben Barockschloss im nordhessischen Bad Arolsen, zweieinhalb Autostunden vom Reichenhaus von Michael F. entfernt. Zu dem Anwesen gehört auch eine Hofbibliothek. Alte Folianten drängen sich in Räumen mit alten Holzdielen, Leitern an den Regalwänden und Stuck an der Decke. Es duftet nach altem Papier und vergessenen Geschichten. Ein Traum für jeden, der Bücher liebt.

Michael F. kam neunmal her.

Das Vorgehen des mutmaßlichen Diebs war nach Einschätzung der Polizei in allen Bibliotheken ähnlich, deshalb muss man sich das, was auf Schloss Arolsen geschah, auch für die rund 70 anderen bisher bekannten Tatorte vorstellen. „Eines Tages im Sommer 2010 stand er plötzlich bei uns im Hof“, erzählt der Fürst. F. habe sich als hoher Beamter vorgestellt und gesagt, dass er im Ministerium auch für Bibliotheken zuständig sei. Er habe im Online-Katalog gelesen, dass die Hofbibliothek Bücher zu Gebieten besitze, „die mich persönlich sehr interessieren“. „Ein höflicher Mann“, sagt Fürst zu Waldeck. „Hervorragende Umfangsformen. Sonst wäre er bei uns ja auch nie so weit gekommen.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In der Folgezeit meldet F. seine Besuche immer per Mail an. Er kommt mit einer silbernen C-Klasse, das Autokennzeichen beginnt mit HEL für Hessische Landesregierung. „Wir wussten nie genau, ob er nun eigentlich dienstlich oder privat hier war“, sagt die Bibliothekarin. „Das gehörte wohl zur Masche.“ Wie es sein kann, dass ein A14-Beamter über Jahre hinweg an normalen Wochentagen mit seinem Dienstwagen Bibliotheken im ganzen Land abklappert und im Ministerium offenbar auch nicht als weniger präsent und produktiv auffällt als seine Kollegen, diese Frage kann das Ministerium derzeit nicht beantworten. Man warte die Ergebnisse der Staatsanwaltschaft ab, heißt es.

F. ist immer gut vorbereitet. Er weiß immer genau, was er sucht. Weil er so gebildet redet und so lustig über das Wetter, über den Karneval oder das Forschungsvorhaben eines Doktoranden plaudern kann, darf er bald auch selber an die Regale treten und sich die alten Bände herausziehen. Eigentlich müssen Besucher draußen im Gang vor der Bibliothek warten, bis man ihnen das gewünschte Buch bringt. F. streift also durch die Räume. Er steigt hier auf eine Leiter, prüft dort einen Einband, setzt sich mit einem Folianten an den kleinen Schreibtisch einen Raum von der Bibliothekarin entfernt und tippt auf seinem Laptop herum. „Ich habe ihm gesagt, er soll mich einfach fragen, wenn er etwas nicht findet“, erzählt die Bibliothekarin heute. Aber Michael F. fragt nie. Hin und wieder verlässt er wortlos den Lesesaal. Der Zettelkatalog steht auf dem Gang, die Toilette ist im barocken Wachhäuschen im Schlosshof. Manchmal sieht man ihn draußen telefonieren. F.s Aufenthalte können lange dauern, einmal bleibt er sechs Stunden. „Wenn er ging, gab er mir zum Abschied die Hand. Aber erst heute ist mir aufgefallen, dass er mir dabei nie in die Augen sah, immer weg zur Seite, über die Schulter“, sagt die Bibliothekarin.

Der erste Verdacht keimte, als zufällig ein pensionierter Professor im vergangenen August das Buch mit der Signatur III 10e 10 einsehen wollte und es nicht an seinem Platz im Regal 10 stand. So etwas kommt in jeder Bibliothek vor. Aber Blumenbachs „Handbuch der Naturgeschichte“ war ein wichtiges Stück. Erst vor Kurzem hatte es die Bibliothekarin noch in der Hand gehabt. Das Regal 10 in Raum III war das Regal, für das sich Michael F. bei jedem seiner Besuche besonders zu interessieren schien. Viele naturwissenschaftliche Traktate lagern dort,

Naturgeschichte, Mineralogie, Geophysik. Aber konnte der Herr vom Ministerium mit den hervorragenden Umgangsformen mit dem Verlust etwas zu tun haben? Ein alberner Gedanke. Die Bibliothekarin machte trotzdem eine Inventur des Regals 10.

Es fand sich, dass außer dem „Handbuch der Naturgeschichte“ noch 23 weitere Bücher aus dem Regal fehlten. Als Michael F. nach Monaten wiederkam, Bücher aus Regal 10 las und wieder abreiste, zählte die Bibliothekarin erneut nach. Neun weitere Bücher fehlten.

Beim nächsten Besuch von Michael F., es ist der Dienstagvormittag vor knapp zwei Wochen, ist eine Polizeikamera auf seinen Arbeitsplatz gerichtet. Fünf Ermittler sind versteckt im ersten Stock der Bibliothek und beobachten auf ihrem Bildschirm, wie F. Buch um Buch in seine Laptoptasche, seinen Lederkoffer, eine Jutetasche oder unter seinen Pulli gleiten lässt und mehrfach nach draußen geht. Wenn er ein Buch aus dem Regal nimmt, schiebt er die übrigen Bände zusammen, damit keine Lücke zu sehen ist. Als sich F. um kurz vor zwei Uhr verabschiedet, die Manteltaschen vollgestopft mit Büchern, warten draußen schon die Fahnder und nehmen ihn fest. Am Leib und im Auto hat er insgesamt 53 Bücher. Bei der ersten Vernehmung noch auf dem Schloss soll er eingeräumt haben, dass er möglicherweise noch 30 weitere gestohlene Bücher in seinem Haus aufbewahre. Auf der Autofahrt zurück nach Darmstadt sagt er den Polizisten: Es könnten auch mehr sein.

Das Wohnhaus der Familie F. in Darmstadt gehört zu einer Reihe gleich aussehender schmaler Reihenhäuser. Es unterscheidet sich vom weißen Haus rechts und vom weißen Haus links daneben nur dadurch, dass ein Fahrrad davorsteht und eine welke Hecke. Das Zuhause eines hessischen Beamten. In diesem kleinen Haus lebte Michael F. mit seiner Frau, seinen beiden Kindern und den Büchern. Mit einem Bücherbestand, der vom Umfang her vergleichbar war mit einer Kleinstadtbibliothek. Es waren so viele Bände, dass das kleine Haus niemals genug Regale dafür hätte aufnehmen können. Deshalb legte F. sie überallhin, wo Platz war. Sie stapelten sich an den Wänden, im Flur, im Wohnzimmer, im Obergeschoss. Ein Ermittler sagt heute: „Es war nicht unbedingt eine fachgerechte Aufbewahrung.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In der Woche nach der Festnahme ist hinter der Haustür ein Vorhang zugezogen, auch das Fenster zur Straße ist verhangen. Nach dem Klingeln dauert es lange, bis sich der Vorhang einen Spalt zur Seite schiebt und eine Frau dahinter hervorlugt: Frau F.

„Er sagt nichts“, sagt sie. „Es wäre zu früh.“ Sie möchte auch nicht darüber reden, welche Gründe ihr Mann gehabt haben könnte. War es die Liebe zu den Büchern? Sie sagt nur knapp: „Wer weiß.“ Vielleicht weiß sie es selber nicht.

Wann verfiel Michael F. den Büchern? Während seiner drei Studiengänge, Biologie, Maschinenbau, Geologie? Bei seiner Promotion (magna cum laude) in Geowissenschaften? Er forschte in Tübingen, in Halle, in Bristol, gab einen Sammelband über Bionik heraus, leitete das Biotechnik-Zentrum an der TU Darmstadt und landete 2005 im Wiesbadener Wissenschaftsministerium. Der Lebenslauf eines Hochbegabten. In der Polizeisprache heißt F. jetzt immer „der tatverdächtige Wissenschaftler“. Der Bibliothekarin der Hofbibliothek sagte F. einmal: „Ich bin vielseitig interessiert. Und wenn ich mich eine Weile mit einem Thema beschäftigt habe, muss ich wieder was anderes machen.“

2006 zog F. für die SPD ins Darmstädter Stadtparlament ein. Bei seiner Kandidatur veröffentlichte er einen Fragebogen von sich. Darin gibt er als Lieblingsbeschäftigung „Fossilien suchen, lesen und Sport treiben“ an. Auf die Frage „Welches Buch lesen Sie gerade?“ sagt er: „Robert Huxley: Die großen Naturforscher“. Als Buchtipp nennt er die Bibel. Das Buch der vielen Bücher.

Sein Stadtverordneten-Mandat hat F. nach seiner Festnahme zurückgegeben. Das Ministerium hat ihn suspendiert. Sollte F. verurteilt werden, drohen ihm bis zu zehn Jahre Haft, so schreibt es das Strafgesetzbuch für besonders schwere Fälle von Diebstahl vor. Ein besonders schwerer Fall liegt vor, wenn „der Täter eine Sache von Bedeutung für Wissenschaft, Kunst oder Geschichte oder für die technische Entwicklung stiehlt, die sich in einer allgemein zugänglichen Sammlung befindet“. Das deutsche Strafrecht ist ziemlich streng, wenn es um Bibliotheken geht.

Oder ist Michael F. am Ende gar nicht schuldig? Eine Frau, die mit F. im Bürgerverein ist, sagt: „Er ist so ein lieber, herzlicher Mensch. Ich hätte ihm mein letztes Geld anvertraut. Ich glaube, es ist eine Krankheit.“ Eine Genossin aus F.s SPD-

Ortsverband sagt: „Wir haben uns ja auch alle erst schlau gemacht. Es gibt wohl so was wie Bibliomanie.“

Nach Erkenntnis der Medizin können Bücher krank machen. Die Sucht erzeugen, Buchrücken um sich zu haben. Das einchlägige Lexikon „Literatur und Medizin“ nennt als Symptome für „die bibliomanische Suchterkrankung“: Verlust der rationalen Kontrolle über die benötigte und realistisch nutzbare Menge an Büchern. Verzicht auf Nahrungsaufnahme und Schlaf. Beschaffungskriminalität. Psychiatrieprofessor Volker Faust schreibt: „In manchen Formen von Bibliomanie werden auch bestimmte Sammlungskriterien verfolgt, das heißt Bücher nach bestimmten Formaten, Materialien, Epochen, Gegenständen, Druckorten, Vorbesitzern.“ Es gibt Menschen, die kommen den Büchern zu nah, und die Bücher rächen sich, indem sie ihnen den Verstand rauben.

Es wird noch lange dauern, bis alle Fragen des Falls geklärt sind. Auch für den Fürsten zu Waldeck. Wie viele Bücher ihm gestohlen wurden, ist noch offen. Er verlässt sich auf die Ermittler, mit denen er sehr zufrieden ist. Einige wenige Bände hat die Polizei ihm schon zurückgegeben. Sie zeigen, wie Michael F. mit seiner Beute verfuhr, zu Hause, wo er sie endlich in Ruhe anfassen konnte. Die Bleistiftsignaturen vorne sind ausradiert. Die Stempel der Waldeckschen Hofbibliothek hat er mit dem Hinweis „Ausgeschieden“ übergestempelt, handschriftlich seinen Namen mit Kugelschreiber eingetragen und noch einen eigenen Stempel hineingedrückt: „Bibliothek Michael F. Natur - Theologie - Philosophie“. Das Logo ist eine Art Krokodil. Die Spuren lassen sich nicht entfernen, ohne die kostbaren Bände zu beschädigen. Michael F. hat dafür gesorgt, dass sein Name nie mehr von den Büchern getrennt wird.

* Name geändert

Der Herr der Fliegen

Er hieß mal Bernd, und im Kinderzimmer roch es nach Stall. Heute nennt er sich Jan-Henrik Scheper-Stuke und designt sein Leben wie eine Krawatte.

Takis Würger, Spiegel, 28.11.2011

[UHRZEIT] 10.35 Uhr | [DARSTELLER] Jan-Henrik Scheper-Stuke
[STATISTEN] keine | [ORT] Ein Schlafzimmer [REQUISITEN] Ein Schrank, 350
Schleifen

Im Schlafzimmer einer warmen, nach süßem Parfüm duftenden Wohnung in einem Hinterhaus in Berlin-Mitte steht ein Mann vor einem Kleiderschrank und schaut mit einer Feierlichkeit in den Raum, als würde er gleich das Tor zu seinem Königreich öffnen. Er ist 29 Jahre alt, trägt blonde zurückgekämmte Haare, eine rote Hose und auf der Manschette seines Hemds hellgrüne Initialen: JHSS.

Jan-Henrik Scheper-Stuke lebt in dieser Wohnung und gewissermaßen von diesem Kleiderschrank.

Er zieht an einer Schublade, darin liegen Hunderte Schleifen, rosa, grün, geblümt, kariert. Normale Menschen würden die Schleifen vielleicht Fliegen nennen, aber Scheper-Stuke sagt, Fliegen gebe es nur in der Luft. Er schaut in die Schublade und sagt: "Willkommen in meiner Welt."

Scheper-Stuke ist Geschäftsführer von Edsor Kronen, der ältesten Krawattenmanufaktur Deutschlands, wie er sagt. Im Jahr verkauft er ungefähr 70 000 Krawatten, in allen möglichen Breiten, Mustern und Farben, konservativ bis durchgeknallt. Man findet Edsor bei guten Herrenausstattern und in Luxuskaufhäusern wie dem KDW in Berlin und dem Alsterhaus in Hamburg. Klaus Wowereit trägt die Seidenkrawatten, Peter Kloeppe auch.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die "Bild"-Zeitung nennt Scheper-Stuke Krawattenkönig. Sein Reich ist das hippe Berlin. Cocktailpartys, Empfänge, Wiener Schnitzel im Borchardt, Maniküre, Pediküre, Roséchampagner, Maßhemden, Lackschuhe, Hallöchen, Prösterchen, Oh My God.

Jan-Henrik Scheper-Stuke inszeniert sein Leben, er designt seine Tage wie seine Krawatten, bunt und schillernd. Jeder seiner Auftritte lässt die Firma Edsor Kronen strahlen und steigert den Umsatz.

Auch diese Geschichte ist ein Teil der Inszenierung, könnte man denken. Scheper-Stuke zeigt für einen Tag seine Welt, die Manufaktur, die Bars, sein Schlafzimmer, er führt Regie. Es wird ein Tag werden, der sich anfühlt wie auf Kokain. Und Jan-Henrik Scheper-Stuke wird nicht das Märchen des Krawattenkönigs erzählen, sondern die Wahrheit.

×

[UHRZEIT] 14.44 Uhr | [DARSTELLER] Jan-Henrik Scheper-Stuke

[STATISTEN] Ein Japaner | [ORT] Manufaktur von Edsor Kronen

[REQUISITEN] Das Heft einer Studentenverbindung, eine weiße Unterhose

Jan-Henrik Scheper-Stuke sitzt an einem Tisch in seinem Arbeitszimmer vor einem Laptop und schreibt E-Mails. Auf dem Tisch liegt ein kleines Heft der Akademischen Verbindung Widukind zu Osnabrück. Im Inneren des Heftes wird ein Vortrag angekündigt zum Thema: "Eine Krawatte sagt manchmal mehr über einen Menschen aus, als ihm lieb ist", daneben stehen ein Foto und ein Lebenslauf.

"Jan-Henrik M. Scheper-Stuke (1982, Lohne/Oldb.) absolvierte nach dem Abitur am Internat Schloss Louisenlund eine Ausbildung zum Bank- und Sparkassenkaufmann bei der Kreissparkasse Grafschaft Diepholz."

Der Champagner, die Seide, Schloss Louisenlund, alles reiht sich prächtig aneinander wie Perlen auf einer Kette. Die Kreissparkasse liegt in dieser Reihe wie ein grauer Kiesel.

"Tja", sagt Scheper-Stuke, er erhebt sich von seinem Stuhl und atmet tief ein.

Scheper-Stuke ist in Lohne aufgewachsen, Landkreis Vechta, Niedersachsen. Auf einem Hof. Seine Eltern führten einen Großhandel für Nutztiere, erst Rinder, später Schweine. Die Eltern gaben ihrem Sohn die Namen: Jan Bernd-Henrik Maria. Sein Vater rief ihn Bernd.

Wenn Bernd das Fenster seines Kinderzimmers öffnete, roch es nach Stall.

Der Vater wünschte sich, dass der Sohn sich für den Viehhandel begeistern würde. Bernd wollte nach Berlin ziehen und gut riechen. Aber er wollte auch seinen Vater stolz machen, also begann er eine Lehre in der Kreissparkasse Diepholz. Er trug Anzüge in Grau.

Nach seiner Ausbildung ging Scheper-Stuke nach Berlin, um Rechtswissenschaften zu studieren, dem Vater gefiel das, sagt er.

Scheper-Stukes Mutter bat seinen Patenonkel, der in Berlin lebt, ein wenig auf ihren Sohn aufzupassen. Der Patenonkel ist der Besitzer von Edsor Kronen. Scheper-Stuke fing an, in der Manufaktur zu arbeiten als studentische Hilfskraft. Er trug Schleifen, er war nicht mehr Bernd, und er entwickelte den Plan, dass er das Gesicht werden könnte von Edsor Kronen. Nicht nur das Gesicht, er wollte Edsor Kronen werden.

Scheper-Stuke erzählt das alles im Stehen, er geht auf und ab vor dem Tisch und wippt auf den Zehenspitzen, alle paar Minuten kommt ein japanischer Grafikdesigner ins Zimmer, er heißt Satoshi, und er zeigt Entwürfe für die neue Papiertasche von Edsor Kronen. Satoshi reicht die Entwürfe mit beiden Händen und verlässt das Zimmer rückwärts. Scheper-Stuke redet und redet, und längst ist es nicht mehr nötig, Fragen zu stellen.

"Eigentlich habe ich in meinem Leben alles getan, um Anerkennung von Papá zu kriegen", sagt er. Aber trotz des Erfolgs erschien die Welt der Seide dem Vater fremd, jedenfalls hatte Scheper-Stuke diesen Eindruck, sagt er.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er flattert durch Berlin wie ein Kolibri. Er hat Fans. Er hat einen Satoshi. Er kriegt überall einen Tisch, aber er merkt, wie die Menschen ihn anschauen.

"Selbstverständlich inszeniere ich die Marke jeden Tag", sagt Scheper-Stuke, "aber ich bin trotzdem authentisch." Und irgendwie glaubt man ihm. Er ist aus einem Kuhstall über eine Kreissparkasse nach Berlin gereist. Er hat sich das Spiel angeschaut, er hat sich überlegt, was er tun muss, damit er mitspielen darf, und er ist zu dem Entschluss gekommen, dass er einfach die Zügel loslassen muss.

In der Welt des Berliner Bling-Bling, wo viele sich verbiegen, damit sie dazugehören, und wenig so ist, wie es scheint, kann es sich Jan-Henrik Scheper-Stuke leisten, sauber zu bleiben. Er kann es sich leisten, er selbst zu sein.

"Karl Lagerfeld ist der Mann, den ich am meisten verehere", sagt Scheper-Stuke nun, "der ist der größte Selbstdarsteller, den es gibt."

Ein Selbstdarsteller. Für gewöhnlich ist das kein Titel, über den sich jemand freuen würde. Scheper-Stuke benutzt das Wort wie ein Kompliment.

Er rennt noch ein wenig auf und ab, lobt Satoshi und Lagerfeld, zieht einen roten Mantel an und steigt in ein Taxi, zurück nach Hause.

Scheper-Stuke hat sich heißgeredet, er sagt nun gelegentlich Sätze, die aus dem Zusammenhang fallen, man fürchtet, dass er bei der nächsten Ampel aus dem Taxi springt und nach Hause rennt, weil sich alles langsamer bewegt als er. Er sagt: "Das ist doch toll, das macht doch Spaß." Es ist unklar, was er meint, vielleicht Berlin, vielleicht sein Leben.

In seiner Wohnung zieht sich Scheper-Stuke aus. Er springt durch die Wohnung, bekleidet mit grünen Kniestrümpfen und einer weißen Unterhose. Er sagt, dass er keine Drogen nehme und keinen Alkohol trinke, nur hin und wieder Champagner. Er sagt, dass das Leben wunderbar sei. Er sagt auch, dass er durch seine Rolle als Krawattenkönig viel von seiner Privatsphäre verliere. "Ich gebe ein großes Stück von mir auf", sagt er, und "das Wichtigste ist, dass man jeden Tag authentisch bleibt".

Man fragt sich mittlerweile, ob man jemals ein Lebewesen gesehen hat, das authentischer ist als dieser junge, glückliche Mann in Unterwäsche.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Du solltest mal einen meiner besten Freunde kennenlernen, den Benedikt", sagt Scheper-Stuke, "der kann dir sagen, dass ich wirklich so bin, wie ich bin."

×

[UHRZEIT] 19.40 Uhr | [DARSTELLER] Jan-Henrik Scheper-Stuke

[STATISTEN] Benedikt, eine Innenarchitektin, ein Gentleman, der Mann eines Jurors von Germany's Next Topmodel

[ORTE] Hotel de Rome, Restaurant Borchardt, Soho House

[REQUISITEN] Ein Foto, ein Schnitzel

Scheper-Stuke läuft in das Hotel de Rome mit federnden Schritten. An diesem Abend eröffnet dort ein Fotograf eine Ausstellung. Eines der Fotos zeigt das Gesicht von Scheper-Stuke.

In der Hotelloobby wartet Benedikt, er ist mit Scheper-Stuke in Lohne aufgewachsen. Scheper-Stuke umarmt ihn und hält ihn ein paar Sekunden fest, dann umarmt er einen Fotografen. Benedikt sagt, dass Jan-Henrik wirklich so ist, wie er ist.

Scheper-Stuke trinkt ein wenig Champagner, umarmt ein paar Leute, lauscht der Laudatio, will seinen Mantel holen und hält inne. "Ich hab noch gar kein Foto von mir vor meinem Foto", sagt er. Er dreht sich um, marschiert zurück zu seinem Foto, umarmt eine leicht verwittert aussehende Blondine und glitzert ein paar Minuten lang im Blitzlicht.

In einer Ecke des Raums steht Benedikt an einem Tisch und isst Wasabi-Nüsse. Er betrachtet Jan-Henrik aus der Ferne und sagt, dass er sich möglichst nur allein mit ihm treffe, weil er dann ruhiger sei.

Eine halbe Stunde später sitzt Scheper-Stuke im Restaurant Borchardt vor einem Wiener Schnitzel. Der Kellner trägt eine Krawatte von Edsors. Scheper-Stuke hat ihn zur Begrüßung umarmt. Mit am Tisch sitzen vier Personen, die Scheper-Stuke vorstellt:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das ist mein guter Freund und Mitgeschäftsführer unserer Firma, der macht die Zahlen und den Vertrieb.

Das ist mein guter Freund und der Autor des Buches "Der Gentleman".

Das ist mein guter Freund und der Mann des Modedesigners und Germany's-Next-Topmodel-Jurors Thomas Rath.

Das ist meine gute Freundin und eine der angesagtesten Interieur-Designerinnen der Stadt.

Scheper-Stuke sagt, Freunde der Nacht, es hat mal wieder Spaß gemacht. Er sagt, das ist mein Leben. Dann zahlt er die Rechnung für alle.

Im Taxi fährt Scheper-Stuke ins Soho House, in einen Club. Er sinkt in ein Sofa und bestellt einen "Black Velvet", einen Cocktail aus untergärigem schwarzem Bier und Champagner, der nicht auf der Karte steht. "Ich bin gespannt, ob die das auf die Kette kriegen", sagt Scheper-Stuke. Aber der Kellner kommt mit einem leeren Tablett zurück, er habe leider kein Schwarzbier. Scheper-Stuke sieht traurig aus. In manchen Momenten scheint sogar Berlin zu klein für ihn.

Ein wenig später steigt Scheper-Stuke auf ein Karussell, das im Eingangsbereich des Soho House steht. Es ist ein kleines Karussell, es könnte auch auf einem Kinderspielplatz stehen. Man zieht an einer festen Scheibe in der Mitte und bestimmt selbst, wie schnell man sich dreht. Scheper-Stuke dreht sich schnell. Die Nacht, die Farben, alles verschwimmt, und mittendrin dreht sich Scheper-Stuke und schreit.

×

[UHRZEIT] 1.40 Uhr | [DARSTELLER] Keine

[STATISTEN] Keine | [ORT] Ein Wohnzimmer [REQUISITEN] Eine Flasche Bier, rote Socken

Die Freunde sind nach Hause gegangen, das Karussell dreht sich allein weiter. Jan-Henrik Scheper-Stuke sitzt in einem Ledersessel in seinem Wohnzimmer. Er hat die Schleife abgenommen, in der Hand hält er ein Bier. Er redet leise.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vor ein paar Wochen eröffnete er seinen Laden in den Hackeschen Höfen, erzählt er, seine Eltern waren gekommen, Philipp Rösler hielt die Eröffnungsrede.

Zwei Tage nach der Eröffnung traf Jan-Henrik seinen Vater zum Frühstück.

Der Vater sagte: Bernd, du hast ja rote Socken an.

Scheper-Stuke sagte: Ich trage ja auch eine rote Schleife.

Der Vater sagte: Eine rote Schleife habe ich auch.

Am Abend gingen die beiden gemeinsam auf einen Empfang. Der Vater trug Kniestrümpfe, sie waren rot.

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Die Kriegsgefangenen

Augenzeuge zu sein, wenn Menschen töten - dieser Wunsch treibt Fotografen an die Front. Sie genießen den Thrill und liefern Fotos, die aufklären sollen. Bis sie, wie João Silva und Michael Kamber, zu weit gehen.

Takis Würger, Der Spiegel, 16.7.2012

Jedes Mal, wenn João Silva vor dem Fernseher sitzt, die Prothesen abschnallt, die Schmerzen mit Morphium betäubt und Bilder aus dem Krieg sieht, wünscht er sich, er wäre dort.

"Ist nicht einfach seit diesem verdammten Tag", sagt Silva. Er sitzt auf einem Gartenstuhl in Washington vor seiner Patientenwohnung in der Nähe eines Militärkrankenhauses. Silva holt sich dort neue Beine ab. Er hat Schmerzen, das Morphium wirkt nicht richtig, er redet seit fünf Stunden, er hat erklärt, warum er Fotograf wurde und warum Krieg Spaß macht. Nun redet er über den 23. Oktober 2010.

Silva begleitet damals die Task Force 1-66, 4th Infantry Division der U. S. Army in Afghanistan. Er fotografiert für die "New York Times". Seine Geschichte soll vom Erfolg der amerikanischen Streitkräfte handeln und beschreiben, wie die Soldaten Minen suchen. Kurz nach sieben Uhr morgens findet Silva eine Mine.

Er will den Suchhund fotografieren, macht einen Schritt nach vorn. Es ist eine sowjetische Antipersonenmine aus Plastik, sie nimmt Silva den rechten Unterschenkel, sein rechtes Knie, seinen linken Unterschenkel, sie öffnet seinen Unterleib, zerstört seine Harnröhre, zerstört seinen Anus und lässt seine Blase platzen. Silva liegt im Staub, seine Kamera hält er in der Hand. Er macht drei Fotos.

Die Soldaten schnüren seine Arterien ab, damit er nicht verblutet. Silva bittet um ein Satellitentelefon und wählt die Nummer seiner Familie in Südafrika. Die Kinder wachen auf, seine Frau hebt den Hörer ab.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Silva sagt ihr, dass er wahrscheinlich nie wieder Motorrad fahren wird. Vielleicht sagt er seiner Frau auch, dass er sie liebt, er erinnert sich nicht.

"Bitte stirb nicht", sagt sie.

"Ich versuche es."

Kurze Zeit später bekommt Michael Kamber in New York eine E-Mail von einem Freund. "Hast du von João Silva gehört?"

Kamber ist auch Fotograf der "New York Times", Silva ist einer seiner engsten Freunde. Als er genug Kraft gefunden hat, läuft Kamber zur U-Bahn und fährt ins Büro der "New York Times" auf der 8. Avenue in Manhattan. Er geht ins Büro der Fotochefin und sagt, dass er Joãos Job zu Ende bringen will. "Ich fliege nach Afghanistan", sagt er.

Anderthalb Jahre später sitzt Kamber in einem mexikanischen Imbiss in der Bronx vor einem Taco, gefüllt mit gedünstetem Blumenkohl. Gestern hat er das Gleiche gegessen, vorgestern auch, Blumenkohl. Zehn Jahre lang aß er Fertignahrung aus Plastiktüten der U. S. Army. Das ist vorbei. Seit einem Jahr fährt Kamber nicht mehr in den Krieg.

Kamber sagt, Silva sei der härteste Kerl, den er kenne, "the toughest son of a bitch I've ever met", Silva könne viel besser erklären, warum es Fotos gibt, für die es sich zu sterben lohne. Er selbst, sagt Kamber, sei nicht besonders klug, eigentlich sei er Mechaniker, nach der Schule hat er anfangs Geld damit verdient, die Getriebe von Autos zu reparieren.

Die Leute hätten eine verdrehte Vorstellung von Fotografen, dieses Bild von Adrenalin-Junkies, die in Horden in die Kriegsgebiete einfallen und nur an ihren eigenen Trip denken.

Warum also ging er in den Krieg? "Bei mir war immer Gewalt zu Hause", sagt Kamber, "vielleicht mag ich sie deshalb."

Seine Mutter war Alkoholikerin, sein Vater schlug die Wohnung kaputt und verprügelte Michael, aber in den Momenten der Klarheit saß er mit seiner Mutter auf dem Sofa und schaute sich Fotos aus dem Vietnam-Krieg an. Er war fasziniert davon,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

wie jedes Bild ein Stück Geschichte festhielt. "Ich habe die Fotos studiert", sagt Kamber.

Sein Großvater war ein U. S. Marine, sein Vater war ein U. S. Marine, Kamber ging einmal mit gepackter Reisetasche ins Rekrutierungsbüro der U. S. Marines, er wollte Armeefotograf werden, aber er las im Vertrag, dass er als Mechaniker in den Mittleren Westen der USA geschickt werden sollte, und ließ sich statt von der Marine-Infanterie der Vereinigten Staaten lieber von der Verkehrsbehörde der Stadt New York anstellen, als Fotograf der U-Bahn. Kamber fotografierte einige Jahre lang U-Bahnen, und später wechselte er zu einer Lokalzeitung. Als am 11. September 2001 die Türme des World Trade Center fielen, fragten ihn seine Chefs, ob er Afghanistan fotografieren wolle.

Kamber sah einen Weg, der ihn rausführen könnte aus New York, aus einer Gesellschaft, in der 46 Sorten Cornflakes im Regal stehen.

In Afghanistan erlebt Kamber, wie erfüllend Krieg sein kann. Es gab nur eine Regel: am Leben bleiben. Nur eine Aufgabe: das Bild nach Hause bringen. Jeder Tote wurde ein Foto. Jeder Tote gab Kamber Sinn. Die Welt redet über Afghanistan. Aber er ist in Afghanistan und ist dabei, wie Geschichte passiert. Sein Leben lang hat Kamber gedacht, dass er vielleicht auch etwas Sinnvolleres machen könnte. Im Krieg denkt er: Ich will genau hier sein, genau jetzt.

Die Fotochefin der "New York Times" sieht seine Bilder und kauft sie. Kamber fotografierte Tote in Somalia, Israel, Haiti, Afghanistan, Liberia, Kenia, im Sudan, in der Elfenbeinküste, im Kongo.

In Sadr City im Irak patrouillierte Kamber mit Soldaten der 1st Cavalry. Die Amerikaner fuhr herum, bis sie beschossen wurden, sie nannten das "movement to contact". Ein "Humvee", in dem Kamber saß, fuhr über eine Mine, der Sprengsatz explodierte hinter der Stoßstange. Kamber lief Blut aus den Ohren.

Es waren diese Momente, auf die Kamber lauerte. Für ihn ist es kein Foto, wenn in einem Krieg ein Soldat mit einem Sturmgewehr in der Hand durch die Gegend läuft. Es ist erst dann ein Foto, wenn ein Mensch schießt, explodiert oder blutet. Deshalb

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

gehen Kriegsfotografen an die Front, sie warten auf Sprengfallen, sie hoffen auf Hinterhalte.

Im Büro der "New York Times" in Bagdad traf Kamber zum ersten Mal einen kleinen Mann mit Brille, der auf dem rechten Oberarm ein Tattoo trägt mit den Worten "Accept no Limits". João Silva.

Kamber und Silva saßen zusammen auf dem Sofa des Büros und hörten über Funk von einer Autobombe. Häufig zünden Terroristen eine zweite Bombe, wenn die Helfer kommen. Kamber sagte: "Vielleicht können wir dabei draufgehen." Silva sagte: "Let's go."

Silva steht heute, fast zehn Jahre nach diesem Tag in Bagdad, vor dem Hauptbahnhof von Washington. Er steht auf zwei Prothesen aus Carbonfaser. Ein Soldat in Uniform geht vorbei, schaut auf Silvas Prothesen und salutiert.

Es kommt häufig vor, dass die Menschen in den USA Silva für einen Soldaten halten. In Washington gibt es ein Militärkrankenhaus, das auf Amputationen spezialisiert ist. Am Anfang, wenn Menschen salutierten, wenn sie "thank you for your service" sagten, hat Silva erklärt, dass er Fotograf ist. Mittlerweile nickt er nur noch. "Ich war ja im Einsatz", sagt er.

João Silva ging in diesen Einsatz, weil er ein Fotograf werden wollte wie Robert Capa, der Mann, der mit dem Foto des fallenden Soldaten im Spanischen Bürgerkrieg berühmt wurde. Silva wuchs auf in Südafrika und arbeitete mit Anfang zwanzig als Dekorateur in einem Kaufhaus. Er wusste, das ist es nicht, und als ein Freund ihm bei einem Autorennen eine Kamera reichte, wusste er, das ist es.

Capa hat gesagt: Ist das Foto nicht gut genug, bist du nicht nah genug dran. Er hielt seine Kamera in der Hand, als er in Indochina auf eine Mine trat und starb.

Seinen ersten Job als Fotograf fand Silva bei einer Lokalzeitung in Johannesburg. An Weihnachten fotografierte er die Feier des Rotary Club. Am Ende der Feier bekam jeder Gast einen Glückskeks, im Inneren befand sich eine Plastikfigur, die die Zukunft vorhersagen sollte. Silva knackte seinen Keks und fand eine kleine Maschinenpistole aus Plastik.

Kurze Zeit später eskalierte in Südafrika die Gewalt. Silva schloss sich einer Gruppe von Fotografen an, die sagten, dass ein Tod, den niemand dokumentiert, ein vergessener Tod ist. Die Fotografen wurden Bang-Bang Club genannt.

Einmal sah Silva, wie Frauen auf eine andere Frau mit Sichel einschlugen. Silva beobachtete durch die Linse seiner Kamera, wie ein Mann ins Bild lief, der sich vor die Frauen stellte und ihn anlächelte. Als er am Abend vor einer Flasche Bier saß, ging ihm das Bild nicht aus dem Kopf. Er denkt bis heute daran.

Ein Tod, den niemand dokumentiert, ist ein vergessener Tod. Man kann das auch umdrehen: Wenn du einen Tod dokumentierst, wirst du ihn nicht vergessen können.

Silva trank sich mit einem Freund aus dem Bang-Bang Club in den Schlaf. Silva schlief traumlos. Sein Freund träumte, dass er tot am Boden liegt und eine riesige Kamera auf sein Gesicht zielt.

Ein paar Monate später reisten beide gemeinsam in den Sudan. 1994 gewann Silvas Freund den Pulitzer-Preis für ein Foto von einem sudanesischen Mädchen, das im Staub hockt und von einem Geier beobachtet wird. Kurz nach der Preisverleihung befestigte er einen Schlauch an seinem Auspuff und leitete die Abgase in den Wagen. Silvas Freund starb an einer Kohlenstoffmonoxidvergiftung.

In manchen Lehrbüchern für Journalisten steht, dass ein Journalist ein neutraler Beobachter sein soll. "Unmöglich", sagt Silva. Als er das erste Mal in Afghanistan arbeitete, kam er an den Ort einer Explosion, der Staub hing noch in der Luft, aus der Wolke trat ein Mann mit einem blutenden Kind im Arm. Ein gutes Bild. Aber Silva ließ seine Kamera los und fuhr die beiden in ein Krankenhaus. Als das Kind dort war, machte er ein Foto. Das Foto wurde nicht gut, das Kind starb.

Silva entwickelte eine Fähigkeit, die ihn zu einem der Besten machte. Er lernte, den Wunsch zu ignorieren, Menschen helfen zu wollen. Er musste lernen, sich darauf zu fokussieren, das Foto zu bekommen. Es wurde ein Instinkt.

Als ein Freund neben ihm starb, nachdem eine Kugel in seine Brust eingedrungen war, fotografierte Silva die Leiche.

Er liebt das Gefühl, im Gefecht zu sein. Die Ungewissheit, die Angst, wenn man sie überwindet. Er sagt, manche Gefechte wirken, als verlangsamt sich die Zeit. Man taucht in einen Flow.

Es ist ein Zustand, in dem Aufmerksamkeit, Motivation und Umgebung verschwimmen zu einem Gefühl tiefen Glücks.

Silva sagt, er wolle in seinen Fotos das Unrecht festhalten. Kamber sagt, er wolle den Krieg für die Geschichtsbücher dokumentieren. Das klingt gut. Silva und Kamber arbeiteten für die beste Zeitung der Welt, sie durften fotografieren, was sie wollten, sie gewannen beide den World Press Photo Award. Sie hatten Geld, Spaß, Glamour, Freiheit, Sinn.

Michael Kamber sitzt vor seinem Blumenkohl. Er könne kein Fleisch mehr essen, seit der Zeit im Irak, sagt er. Der Geruch. Er müsse an Autobomben denken.

João Silva klopft auf seine Carbon-Prothesen und sagt: "Zum Glück habe ich noch meine Eier."

Kamber sagt, es sei seltsam für ihn in New York, wenn seine alten Freunde anrufen und fragen, ob er mit zum Strand komme, oder wenn andere Leute Rührei mit Trüffeln frühstücken.

Wenn niemand mehr Trüffelrührei essen würde, was wäre der Unterschied? Leben und Tod, das ist ein Unterschied.

Und dann ist da die Angst. Kamber sagt, er hatte immer Angst im Krieg. Er hat die Gefechte ertragen, aber er hat sie nie geliebt wie Silva. Er hat im Krieg eine Risikobewertungsmethode entwickelt. Er lernte, den Tod zu überlisten.

Wenn ich in ein Hotel einchecke, in welchem Zimmer will ich sein, wenn das Hotel bombardiert wird? Ist meine Kleidung unauffällig genug, dass ich unbemerkt durch die Lobby gehen kann? Was fahren wir für ein Auto, ist es zu auffällig? Auf welchem Sitz möchte ich sitzen, wenn auf der Straße eine Bombe hochgeht? Wenn ich in ein Haus gehe, wer hat mich gesehen? Kann mich jemand über mein Handy lokalisieren? Wo könnten Minen sein? Ist die Mauer dick genug, einer Panzerfaustgranate standzuhalten?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kamber überlistet den Tod auch in New York. Er vermeidet den Times Square, weil Menschenmassen gute Ziele für Selbstmordattentäter sind. Wenn er im Taco-Restaurant isst, sitzt er mit dem Rücken zur Wand und wartet darauf, dass ein Mann mit einer Pistole reinkommt.

Silva hat Kamber gesagt, sie sollten beide versuchen, den Reset-Knopf zu drücken. Aber der Krieg ist ihr Leben geblieben, er lässt sie vereinsamen unter ihren Freunden und in ihrer Familie.

Kamber hat eine erwachsene Tochter, die er anlügt, wenn es um seine Arbeit geht. Einmal sah sie ein Bild von ihm im Internet, das ihn zeigte, wie er ein blutgetränktes T-Shirt um den Kopf gewickelt trägt. An dem Tag waren Silva und Kamber zu einer Explosion gefahren. Als sie aus ihrem Auto stiegen, liefen Hunderte Iraker durch die Trümmer, einer von ihnen schrie: "Tötet die Ausländer", dann begannen die Iraker, mit Steinen zu werfen. Ein Pflasterstein öffnete Kamber die Schädeldecke. Silva zog sein T-Shirt aus und wickelte es Kamber um den Kopf. Als seine Tochter fragte, was passiert sei, sagte Kamber: "Nichts."

Er sagt, wenn du einem bestimmten Maß von Gewalt ausgesetzt bist, verdirbt das deine Seele.

Leichen findet er nicht so schlimm, das sind nur tote Menschen, sagt er. Aber einem sterbenden Soldaten durch die Linse in die Augen zu schauen, und das Letzte, was der Mann sieht, ist dein Kameraobjektiv, das verändert dich.

Silva sagt, dass er sich wohl fühlte, wenn die Kugeln flogen, aber wenn er eine Mutter fotografierte, die ihren verblutenden Sohn im Arm hielt, schämte er sich.

Vor kurzem hat Kamber eine Liste aller Symptome von posttraumatischer Belastungsstörung gesehen, Angst vor Menschengruppen, Panik bei Feuerwerk, Alpträume. Kamber kannte alle Symptome.

Er hat nie einen Psychiater um Hilfe gebeten, er sei da "old school", sagt er. Er mache das mit sich selbst aus. Kamber lebt allein. Er könne nicht mehr lieben, sagt er.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Psychiater Anthony Feinstein hat untersucht, wie häufig Kriegsreporter unter posttraumatischer Belastungsstörung leiden. Er untersuchte 140 Kriegsreporter, ein Drittel von ihnen litt an einem Trauma.

Kamber sagt, er liege nicht jeden Abend im Bett und weine. Er denkt halt gelegentlich darüber nach, wo Bomben hochgehen könnten, und er denkt oft an Tim, das ist das Schlimmste.

"Ab und zu verlangt die Göttin des Krieges ihr Pfund Fleisch", sagt Kamber. Sie nahm ihm den besten Freund, den Fotografen Tim Hetherington.

Hetherington starb vor einem Jahr in Libyen. Kamber hörte von dem Tod, als er bei Silva am Krankenbett stand. Er ließ sich ein Tattoo auf den Arm stechen: "For he who gives his life, shall always be my brother." Und er hörte auf.

Er legte seine Kameras in den Schrank, kaufte ein Haus in der Bronx und eröffnete darin eine Galerie, das sei der Traum von Tim Hetherington gewesen.

Seit Kamber keine Toten mehr fotografiert, hat er wenig Geld. Er ist nicht festangestellt bei der "New York Times", er verdient nur, wenn er Fotos liefert, und Aufträge, die von Frieden handeln, bekommt er selten. Er hat ein paar Kameras verkauft und deshalb 500 Dollar auf dem Konto, seine Kreditkarten sind überzogen, er hat keine Ahnung, wie er die nächste Monatsrate für sein Haus bezahlen soll.

In seiner Galerie zeigt er den Kindern von der Straße, wie man fotografiert. Die Kinder lieben ihn, und Kamber versucht zu fühlen, dass sein neues Leben wichtig ist, obwohl niemand auf ihn schießt.

Vor der Galerie spielen die Kinder auf dem Gehsteig, die Sonne scheint, ein Eiswagen fährt vorbei und spielt eine

Melodie wie aus einem Traum. Kamber schließt seine Wohnungstür über der Galerie auf, an der Wand lehnt seine schusssichere Weste.

Kamber und Silva hoffen, dass ihre Fotos den Blick auf den Krieg verändern. "Wir wollten die Ikone eines Krieges finden", sagt Kamber.

Ikonen. Das sind Fotos wie das von dem vietnamesischen Mädchen auf der Flucht vor der Napalmbombe von dem Fotografen Nick Út. Ein Foto wie das aus dem Bericht von Jürgen Stroop von dem Jungen im Warschauer Ghetto, der seine Hände hebt. Ein Foto wie das aus dem Foltergefängnis Abu Ghuraib von Lynndie England.

Es geht bei diesen Bildern nicht darum, warum die Fotografen den Auslöser drückten oder ob sie gute Menschen waren. Stroop war ein Brigadeführer der SS, die Soldatin Lynndie England folterte irakische Häftlinge. Ihre Bilder wurden trotzdem zu Ikonen. Die Fotos haben die Wirklichkeit eingefangen und festgehalten. Sie sind größer als die Fotografen. "Larger than life", sagen Amerikaner. Auch darum geht es Kamber und Silva, um eine Trophäe.

Warum? Diese Frage stellt sich Silva jeden Tag, wenn er seine Prothesen an seine Stümpfe schnallt. Die Sehnsucht, etwas Gutes zu tun, die Sucht nach dem Adrenalin, die Jagd nach der Ikone, das leere Konto. "Es gibt keine saubere Antwort", sagt Silva. Warum? "Ich verstehe mich selbst nicht", sagt Kamber.

Sie haben dort Wahrheit dokumentiert, wo sie am meisten in Gefahr ist. Sie zwingen uns dazu, die Realität wahrzunehmen. Die Presse, die Politik, die Welt braucht ihre Fotos. Sie sagen: Mission not accomplished. Ihre Fotos sagen: Seht hin. Ihre Fotos sagen: Tut was. Man könnte Silva und Kamber Helden nennen.

"Es gibt keine Helden", sagt João Silva. "Ich bin am Arsch", sagt Kamber.

Silva fährt wieder Motorrad, er kann wieder duschen und wieder eine Toilette benutzen. Er sagt, er sei nicht böse auf die Taliban, weil sie die Mine vergraben haben, die ihm die Beine nahm. "Das ist Krieg, und ich war an der Reihe", sagt er.

Noch sei er zu langsam, sagt Silva, er muss sich auf einen Stock stützen, aber wenn er trainiert, wird er wieder arbeiten können, vielleicht nicht direkt an der Front, aber dahinter, hoffentlich, sagt er.

Vor einigen Monaten ist Michael Kamber noch einmal in den Irak gefahren. Er wollte sich beweisen, dass er es ein letztes Mal tun kann, sagt er, obwohl er solche Angst hat. Und er brauchte Geld.

An einem Tag am Ende seiner Reise kam er zu einer Stelle in der Stadt, wo zuvor eine Autobombe explodiert war, erzählt er. Kamber beobachtete, wie ein Polizist einer Familie einen Karton überreichte, in dem die Reste eines Mannes lagen. Kamber begleitete die Familie bis zum Friedhof. Alles, was den Angehörigen blieb, von ihrem Vater, Bruder, Sohn, war ein Fuß. Die Menschen versammelten sich um einen Sarg aus Holz. Sie standen im Halbkreis um das Grab, einer von ihnen öffnete den Karton und stellte den Fuß auf den Sarg.

Es war eines dieser Motive. Das Licht fiel gut. Die Menschen weinten. Es war ein Bild für den Titel der "New York Times", ein Bild mit Bedeutung, ein Bild für den World Press Photo Award und den Pulitzer-Preis. Eine Ikone, vielleicht. Kamber stand vor dem Sarg und dem Fuß, seine Kamera hing an einem Gurt um seinen Hals. Kamber hob sie nicht einmal hoch.